

Horst Tiwald

Über das
Erreichen der Dinge
(ge wu)

KÖLN 2007

© by HORST TIWALD
www.tiwald.com

HAMBURG
04. 04. 2007



CHINBEKU E.V.
中国运动艺术和生命文化
科学学会

INHALT

Vorwort	4
Von der Fülle des <i>praktischen</i> „Tuns“ zum dürftigen <i>technischen</i> „Machen“ (ein Text aus dem Jahr 1995)	10
Über die Balance in der Wert-Fülle	15
Über Tugend, Werte und Wirken	23
Liebe - Hoffnung –Glaube	37
„Vor-Läufiges“ und „Irr-Läufiges“ oder Max Stirner und das Nichts	41
Das Unsichtbare sichtbar machen! Über Ur-Sache und Wandel	62
Liebe und Mut sind keine Leistungen! Gedanken zur Apokalypse des Sports (ein Text aus dem Jahr 1996)¹	85
Über das verallgemeinernde „man“	95
Über die Achtsamkeit	100
„Der Schatten des fliegenden Vogels bewegt sich nicht!“	107
„Wir sind Papst!“ aber „Ein weißes Pferd ist kein Pferd!“	131
Über die Magie „im Namen des Rhombus“ - Zum Anliegen des „Richtigstellens der Begriffe“ bei KONFUZIUS	143
Was ist „senkrecht“? Auch ein Gedanke zum „Richtigstellen der Begriffe“ im Sinne von KONFUZIUS	171

¹ Diesen Text habe ich aufgenommen in meine Publikation: „Die Kunst des Machens oder der Mut zum Unvollkommenen. – Die Theorie der Leistungsfelder und der Gestaltkreis im Bewegnlernen“. Edition Lietzberg. Hamburg 1996. ISBN 3-9804972-2-4.

Vorwort²

Mit diesem Vorwort habe ich schon einige meiner Text-Sammlungen eingeleitet. Ich setze es auch hier voran, weil ich zur Zeit noch kein treffenderes schreiben kann.

Wer es schon kennt, der möge es daher überschlagen.

I.

Dass das *Dao* „auch“ eine „Tat-Sache“ ist, davon gehe ich aus.

Wenn man nun aber meint, dass das *Dao* eine Tat-Sache sei, dann müsste der „Begriff“ des *Dao* auch aus den Tat-Sachen heraus zu „entdecken“ sein.

Da wir Tat-Sachen „begreifen“ können, und weil wir „nur“ Tat-Sachen begreifen können, würde dann der WEG zum Verstehen des *Dao* über das „Beachten“ von Tat-Sachen führen.

Dass der Mensch etwas „beachten“ kann, das ist seine „ur-eigene“, d.h. die „ur-eigentliche“ Tat-Sache:

- um uns das *Dao* selbst „klar“ zu machen, müssen wir unsere Achtsamkeit entfalten;
- um einen „deutlichen“ Begriff von den Tat-Sachen zu bekommen, müssen wir „selbst“ wirklich werden, d.h. wir müssen „wirken“ und selbst „Tat“ werden.

Das Erkennen fängt mit dem „achtsamen Selbstbewegen“ an.

Diese Tat-Sache kann man bereits beim geborenen Leben sehen, wenn man dieses „beachtet“.

²Dieses Vorwort ist entnommen dem Vorwort und aus dem Kapitel „Über das Wahre und Gute“ meines Buchmanuskripts „Über die Tat-Sache Dao“. Zum kostenlosen Downloaden aus dem Internet: www.tiwald.com im Ordner „Buchmanuskripte“. Ich habe es auch als Vorwort vor meine „Theorie-Fragmente zum Taijiquan und Qigong“ gesetzt.

Siehe auch HORST TIWALD: „Dem chinesischen Denken auf der Spur – ein WEG über die Tat-Sachen“. Band 3 der Reihe „Transkulturelles Forschen“ der Wissenschaftlichen Akademie für chinesische Bewegungskunst und Lebenskultur („ChinBeKu“). Köln 2005. ISBN 3-938670-98-3.

II.

Chinesische Wörter gebrauche ich durchgängig so, wie sie insbesondere in traditionellen chinesischen Texten über den Körper und sein Bewegen gebraucht wurden.

Die in meinen Texten in Klammer gesetzten chinesischen Wörter dienen aber nicht der Erläuterung meiner Texte!

Man kann sie daher auch überlesen.

Mein stereotyper Gebrauch dieser chinesischen Wörter versucht vielmehr, für jene Leser, die diese Wörter aus chinesischen Texten kennen, so etwas wie „*semantische Gravitations-Zentren*“ zu bilden.

Auf diese Weise sollen die weiten Bedeutungs-Felder dieser chinesischen Wörter sichtbar, bzw. „*ahn-bar*“ werden.

III.

In meiner Theorie beachte ich besonders drei Dimensionen des Erlebens:

- der Dimension „*Wert-Sein*“ des Erlebens ordne ich das chinesische Wort „*Xin*“ (Herz, Mut, emotionaler Wille, Entschluss-Stärke)
- der Erlebens-Dimension des „*So-Seins*“ das Wort „*Yi*“ (Vorstellung, vorgestellte Ordnung, bewusste Form) zu. Das Wort „*Li*“ verwende ich dagegen im Sinne objektiv vorhandener Ordnung.
- der Erlebens-Dimension des widerspiegelnden „*Da-Seins*“ bringe ich das Wort „*Shen*“ (Achtsamkeit, Geistesklarheit) nahe.

Vor diesem gedanklichen Hintergrund verstehe ich:

- das Wort „*Xiao*“ im Sinne von achtsam „*klarem*“ Hin-hören und „*deutlichem*“ Nachbilden des umfassenden Ganzen (*Dao*);

- das Wort „*Jing*“ (Samen) steht für mich für Tat-Sache, für Realität. Es steht für das, was konkret im Werden, d.h. im „*Wandel*“ ist. Aus dem etwas wird.

IV.

Der Gebrauch dieser chinesischen Wörter ist in der Literatur nicht einheitlich. Die Bedeutung „schwimmt“ in verschiedenen Zusammenhängen, bzw. zu verschiedenen historischen Zeiten und bei verschiedenen Autoren.

Sinntragend für das Verstehen der hier vorliegenden Texte ist aber ausschließlich mein deutscher Text.

Für mein Denk-Modell ist der Unterschied zwischen „*Deutlichkeit*“ und „*Klarheit*“ wichtig. So gibt es für mich eine „*Geistes-Klarheit*“ (*Shen*) (dies ist der achtsame Blick auf Tat-Sachen) und es gibt „*Wissens-Deutlichkeit*“ (*Yi*):

- Die „*Klarheit*“ (*Shen*) sagt etwas über den „*Wahrheits-Bezug*“, d.h. über den Bezug zu den Tat-Sachen (*Jing*). Diese sind über meine Achtsamkeit (*Shen*) in diesem Bezug „für mich“ im Da-Sein „klar“. Sie „sind da“.
- Die „*Deutlichkeit*“ (*Yi*) bezieht sich dagegen auf das So-Sein in seiner „*deutlichen*“ Abgrenzung zum Anderen.

Das „*Wissen*“ (*Yi*) ist daher dann „*wahr*“, wenn in einem unmittelbaren Achtsamkeits-Bezug (*Shen*) die gemeinten Tat-Sachen (*Jing*) „klar“, d.h. evident sind.

Dieses Wissen (*Yi*) muss aber deswegen noch nicht „*deutlich*“ sein. Um die „*Deutlichkeit*“ muss man im „*Zur-Sprache-Bringen*“ ringen.

Die „*Deutlichkeit*“ hängt vom „*anderen Wissen*“ (*Yi*), das ich bereits habe, ab. Von diesem vielfältigen So-Sein muss ich es „*deutlich abgrenzen*“, d.h. als Begriff „*definieren*“.

Die „*Deutlichkeit*“ des „*Begriffes*“ sagt daher nur etwas über sein „*Verhältnis zu anderen Begriffen*“ (*Yi*) aus, d.h. ob er in der umfas-

senden Theorie (Sprache) auch „*richtig*“ gebildet, d.h. „*definiert*“ ist.

Die „Deutlichkeit“ kann aber auch „künstlichen Begriffen“ zukommen, denen als Tat-Sache (Jing) gar nichts entspricht:

- *die also weder „wahr“ noch „unwahr“ sind;*
- *sie sind bloß „richtig“ oder „falsch“ gebildet und mehr oder weniger „deutlich“ definiert.*

Ein Begriff (Yi) alleine kann daher („von seiner Definition her“) gar nicht „*klar*“ sein. Er ist vom „*semantischen Umfeld*“ (Yi) her bestenfalls „*deutlich*“.

Für mein Denk-Modell ist es daher grundlegend, die Wörter: „*deutlich*“ und „*klar*“, vorerst einmal „*richtig zu stellen*“.

Sie sind nämlich heute austauschbar geworden. Sie werden oft miteinander zugleich genannt, nur um zu verstärken, nicht aber, um Verschiedenes zu meinen.

Meiner Ansicht nach sind Begriffe:

- nicht „*Elemente des Denkens*“ (Shen-Yi);
- sondern nur „*Elemente des Gedachten*“ (Yi), d.h. des Gedankens (Yi).

V.

In der Wissenschaft wird ja auch nicht das Denken der Wissenschaftler verglichen, sondern deren zur Sprache gebrachten Gedanken.

Das „transkulturelle Forschen“³ versucht daher, nicht beim Vergleich von Gedanken (Yi) stehen zu bleiben, sondern will durch achtsames Begegnen (Shen) mit den gemeinten Tat-Sachen (Jing) versuchen, diese selbst „nach-zu-denken“ (Shen-Yi).

³Siehe auch: DIETER GUEDEL: „*Transkulturelle Bewegungsforschung – Entdecken des Begegnen eines bewegungswissenschaftlichen Forschungsansatzes*“, Band 15 der „*Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie*“, Hamburg 2004. ISBN 3-936212-14-7.

Es versucht, sich selbst denkend zu „bewegen“ und nicht „Bewegungen“ (Gedanken, Begriffe) nachzumachen.

Das „transkulturelle Forschen“ will auch keinen „konstruierten Tanz mit Begriffen“ aufführen, in welchem ohne „Klarheit“ nur „deutliche“ Gedanken aneinandergereiht, bzw. solche von West und Ost in einer „Bewegungs-Synthese“ elegant und „deutlich“ verschmolzen und gegenseitig „definiert“ werden.

Es geht vielmehr um „Denken“ (*Shen-Yi*) und nicht um ein „artistisches Jonglieren mit Gedanken“ (*Yi*):

- *es geht um „Selbst-Bewegen“ im „klaren Blick (Shen, Xiao) auf die Tat-Sachen (Jing)“;*
- *statt darum, „Bewegungen nur deutlich nachzumachen“ und „nach deutlichen Regeln zu kombinieren“.*

Das Wort „Eindeutigkeit“ bezieht sich in meinem „Denk-Modell“⁴ daher:

- nicht auf die Tat-Sachen (*Jing*);
- sondern darauf, dass ein Gedanke (*Yi*) einem anderen Gedanken (*Yi*) „entspricht“.

Der eine Gedanke ist, wenn er „eindeutig“ ist, in jenen transformierbar. Er ist wiederum dann „ein-eindeutig“, wenn es sich gegenseitig entspricht.

Dies erfolgt alles aber nur innerhalb der „Theorie“, wo es eben um „Deutlichkeit“ geht.

Mit „Wahrheit“ und „Klarheit“ hinsichtlich der Tat-Sachen hat dies aber unmittelbar nichts zu tun.

Bei der „Deutlichkeit“ geht es nur darum, sich so „deutlich“ fest zu legen, dass man zwischen „richtig“ und „falsch“ entscheiden kann.

⁴ Zu meinem Denk-Modell siehe: meine Buch-Manuskripte im Internet zum kostenlosen Download auf www.tiwald.com (insbesondere „Die Leere und das Nichts“ sowie „Bewegen zum Team – vom Gemeinen zum All-Gemeinen“ und „Bewegtes Philosophieren – Bewegen–Sprache–Erkenntnis“).

Ob das „*Richtige*“ dann auch „*wahr*“ ist, das ist damit keineswegs noch „*klar*“, bzw. es ist damit noch nicht „*geklärt*“.

Von der Fülle des praktischen „Tuns“ zum dürftigen technischen „Machen“

ICH tue mehr, als ich Kraft habe zu schauen.

ICH schaue mehr, als ich Kraft habe zu wissen.

ICH weiß mehr, als ich Kraft habe zu durchdenken.

ICH durchdenke mehr, als ich Zeit habe zu begreifen.

ICH begreife mehr, als ich Zeit habe zu sagen.

ICH sage mehr, als ich Zeit habe zu schreiben.

*ICH schreibe mehr, als ich Zeit und Kraft habe zu **ma-**
chen.*

Erbärmliches rastloses

ICH !

*ES **erbarmt** sich das SELBST.*

BRAHMA kommt dem ICH ins Herz.

Kommentar:

Mit BRAHMA ist nicht der Gott „BRAHMA“ gemeint, sondern das allumfassende, allem zu Grunde liegende „Prinzip“, das oft auch „*brahman*“ genannt wird.

Der innerste Kern des menschlichen Wesens ist eins mit diesem Urgrund. In indischer Ausdrucksweise ist dieser innerste Kern der „*atman*“.

Im obigen Text habe ich den „*atman*“ mit „SELBST“ bezeichnet.

Im YOGA geht es darum, dieses „SELBST“ zu klären und vom „ICH“ abzulösen, bzw. das „ICH“ mit dem „SELBST“ zu **durchströmen**. Es kommt dann mit dem „SELBST“, da dieses mit „BRAHMAN“ eins ist, das „BRAHMA“ ins „**Herz**“ des „ICH“.

In diesem Zustand ist man, mit VIKTOR VON WEIZSÄCKER⁵ (in seiner „*Theorie des Gestaltkreises*“) gesprochen, in **erlebter** „Kohärenz“ mit der Welt. Man erlebt sich mit einem **inneren Band** mit dieser verbunden. Beim Bogenschießen ist man zum Beispiel dann beim Zielen „*eins mit dem Ziel*“. Der Schuss löst sich gleichsam „**von-Selbst**“. Dieses Erlebnis wird dann als „*Es schießt*“ bezeichnet.

In den östlichen „**WEGEN**“ will man nun nicht nur mit dem „**Grund**“ (BRAHMAN, DAO) und mit der Welt insgesamt (dem „**Ganzen**“) *eins-werden*.

Es geht auch darum, mit dem jeweils „*Gegen-stehenden*“ eine „**innere Einheit**“ zu finden. Sei dieses „*Gegen-stehende*“ nun ein dingliches Ziel, ein Mitmensch oder auch nur ein winziger Käfer am Weg.

Es wird mit allen diesen Positionen ein **kohärentes** „*Eins-sein*“ im „*Hier und Jetzt*“ gesucht. Dieses kohärente „*Eins-sein*“ meint aber nicht bloß eine sinnliche Berührung, sondern einen achtsamen, **unmittelbaren** Kontakt. Dieser Kontakt ist über das Selbst gegeben. Dieses SELBST ist Grund-Lage der ACHTSAMKEIT.

Den Käfer zu be-„*achten*“ und zu schonen, ist weniger deswegen angebracht, weil er Wert hat, der mich mitfühlend betrifft.

Die Achtsamkeit ist vielmehr erforderlich, damit das Ich selbst **heil, ganz** und **gesund** bleibt. Auch die Welt als **Ganzes** soll dadurch heil bleiben.

⁵ Die „*Theorie des Gestaltkreises*“ wurde bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert von dem seiner Zeit weit vorauseilenden Mediziner VIKTOR FREIHERR VON WEIZSÄCKER (1886-1957) formuliert. Vgl. z. B. VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „*Natur und Geist*“, München 1977, VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „*Der Gestaltkreis*“, Stuttgart 1973 und VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „*Diesseits und Jenseits der Medizin*“. Stuttgart 1950.

Wer die Kohärenz mit der Welt verliert, der läuft Gefahr, selbst- bzw. ich-zerstörerischen Zielen nachzujagen, die auch die Welt zerstören.

Mit einer Wendung zu KARL MARX ließe sich hier anmerken, dass der Verlust des achtsamen und **solidarischen** Kontaktes mit der **konkreten** Praxis zu einer Entfremdung und zu einem **falschen Bewußtsein** führt.

Oder, mit MARTIN BUBER gesprochen, folgt auf den Verlust der „*Ich-Du-Beziehung*“ zur Welt die Gefahr des Versinkens in einer „nur“ sachlichen „*Ich-Es-Beziehung*“.

*"...in kranken Zeiten geschieht es, dass die Eswelt, nicht mehr von Zuflüssen der Duwelt als von lebendigen Strömen durchzogen und befruchtet" wird, und als "ein riesenhaftes Sumpfphantom, den Menschen übermächtig" gegenübersteht." In dem Maße sich nun der Mensch "mit einer Welt von Gegenständen, die ihm nicht mehr zur Gegenwart werden, abfindet, erliegt er ihr. Da steigert sich die geläufige Ursächlichkeit zum bedrückenden, erdrückenden Verhängnis."*⁶

„*Gier*“, „*Hass*“ und „*Verblendung*“ bestimmen dann sein Dasein, was wiederum, wie GAUTAMA BUDDHA erkannte, „*Ursache des Leidens*“ ist.

Es geht also darum, mit der konkreten Praxis in „*Kohärenz*“ zu kommen, d. h. **BRAHMA ins Herz zu lassen**.

Diesen Zustand nennt man „**brahma-carya**“. „*Carya*“ bedeutet „*Herz*“. Das Sanskritwort „*carya*“ findet sich im lateinischen Wort „*cor*“ für „*Herz*“ wieder.

Im traditionellen chinesischen Denken würde man davon sprechen, dass man *Xin* (Herz) mit *Shen* (Achtsamkeit, Geistesklarheit) verbinden soll.

SIGMUND FEUERABENDT schreibt aus der Sicht des YOGAS hierzu:

⁶ MARTIN BUBER: „*Ich und Du*“. In: MARTIN BUBER: „*Das Dialogische Prinzip*“. Gerlingen 1994⁷

*"Schließlich möchte ich noch ein Wort erwähnen, welches zwar die meisten Christen ständig im Munde führen, ohne es aber ernst zu nehmen und zu ahnen, was sie da sagen. Ich meine das Wort 'Barmherzigkeit'. Ich finde es im Vedischen als 'brahma-carya' wieder. Zerlegt ergibt es 'Brahma' und 'carya', wobei wiederum 'Brahma' in 'bar' und 'man' zerfällt, d.h. in den Gebärer-Geist oder den Schöpfergott; und 'carya' ist die 'Herzigkeit', lateinisch cor = Herz. Also ist 'brahmacarya' einfach unsere Barmherzigkeit."*⁷

Das Wort „**Solidarität**“ weist in die gleiche Richtung:

- es meint „Zusammengehörigkeitsgefühl“, „Gemeinsinn“, „enge Verbundenheit“;
- im Wörterbuch kann man erfahren, dass es auf das französische Wort „*solidaire*“ verweist, das im juristischen Sinne „*wechselseitig für das Ganze haften*“ bedeutet.

Dieses französische Wort geht wiederum auf das lateinische Wort „*solidus*“ zurück, das „gediegen“, „echt“; „fest“, „unerschütterlich“; „ganz“ bedeutet, und rechtlich im Sinne von „**für das Ganze verantwortlich sein, als Gesamtschuldner haften**“ verwendet wurde.

Das **solidarische** ICH braucht also diese *Barmherzigkeit*, um, zum Heile der Welt, **gestaltend** „*am sausenden Webstuhl der Zeit*“ **im Kreise zu laufen**. Dies ist **notwendend**, weil die Gefahr besteht:

- von einem „**praxisoffenen** Tun“;
- in ein **vorwiegend** geschäftiges, „**technisches** Machen“ abzurutschen.

Verwendet man die Worte „**Tun**“ und „**Machen**“ nicht synonym, sondern wie hier dargestellt, dann ist mit dem „**wu wei**“ des LAO DSE, das zum Beispiel auch die Leistungsfähigkeit im praktischen Schwertkampfe trägt, kein „**Nicht-Tun**“, wie oft übersetzt wird,

⁷ SIGMUND FEUERABEND: „*Das Yoga Sutra - Die 196 Merksprüche des Ur-Yoga*“. München 1989

sondern ein „**Nicht-Machen**“ gemeint. Dieses kann aber sehr wohl auch ein „praxisoffenes Tun“ sein, in das alles Technische als Werkzeug integriert ist.

Nicht passive Untätigkeit ist mit „*wu wei*“ gemeint, sondern ein „*Mindern*“ der Geschäftigkeit im Denken und ein „*Min-dern*“ des vorwiegend vorsätzlichen Machens.

Der geistesgegenwärtige Kampf, mit Augenmaß für die konkrete Praxis, ist daher nicht techniklos. Die Technik ist vielmehr als brauchbares Werkzeug im Tun im mehrfachen Sinne integral „*aufgehoben*“.

Das zum **Anderen** hin „praxisoffene Mitleid“ darf ebenso nicht mit einer „**selbstbemitleidenden** Wehleidigkeit“ verwechselt werden.

Diese „egozentrierte Wehleidigkeit“, bei der man „den Anderen **in sich** erlebt“, ist etwas grundsätzlich anderes als das „Mitleid“, bei dem man „sich **im Anderen** findet“.

Nicht die **Analogie** des Schicksals des Anderen mit dem möglicherweise eigenen ist das Auslösende des Mitleids, sondern das Erleben einer **inneren Zusammengehörigkeit**.

Über die Balance in der Wert-Fülle

I.

Im traditionellen chinesischen Denken hat das „Wert-Sein“, das „Herz“ (*xin*), eine ganz zentrale Bedeutung:

- dies sowohl wenn es darum geht, im Menschen „innen“ seine Achtsamkeit (*shen*) und seine Vorstellungen (*yin*) zu verknüpfen;
- als auch wenn es „außen“ darum geht, zwischen den Menschen eine „Menschlichkeit“ herzustellen, bzw. auf das „Ganze“ (*dao*) zu orientieren.

II.

Das Wert-Sein ist jene Dimension des menschlichen Erlebens, welche es dem Menschen ermöglicht, seine „Individualität“ mit dem „Universalen“, d.h. mit der Menschheit, bzw. mit der Natur, einigermaßen in Einklang zu bringen.

Im Wert-Erleben hat der Mensch nicht nur einen „unmittelbaren“ Zugang zu jenen Werten, welche seine eigene Individualität als „Ganzes“ betreffen.

Sondern er hat auch die Möglichkeit, „einführend“ auch jene Werte zu „gewahren“, die sich von seinen eigenen Sub-Systemen (z.B. als Hunger, als Frieren, als Sexualbedürfnis, als Gewohnheit, usw.), aber auch von „anderen Individuen“ oder vom „umfassenden Ganzen“ her „melden“.

So hat der Mensch in seinem „Wechselwirken mit der Welt“:

- jeweils für Andere und für das Ganze einen Wert,
- und Andere und das Ganze haben für ihn einen Wert.

Diese Werte können positiv, negativ oder neutral sein, und sie können miteinander in Konflikte geraten, die das Individuum dann jeweils ausbalancieren muss. An diesen Wert-Konflikten wirken na-

türlich auch die eigenen (bewussten und unbewussten) Gewohnheiten und erinnerten Erfahrungen (*yi*) entscheidend mit.

Das Wert-Sein wird dadurch zum Zentrum jedes individuellen Lebens. Es ist daher lebensnotwendend, dass sich der Mensch immer wieder etwas „zu Herzen (*xin*) nimmt“ und jenes auch beachtet (*shen*).

Aus dem Werten zu flüchten, das würde nämlich bedeuten, auch aus dem „universellen Leben“ (aus der „Lebens-Grund-Lage“ jedes „individuellen Lebens“) zu flüchten.

Es ist nicht leicht, die Balance, d.h. die „Mitte im Wert-Sein“ zu finden.

Das Werten aber zu verteufeln, dies führt nur dazu:

- beim „Kleinmachen der Individualität“ in ausweglose Minderwertigkeits- und Schuldgefühle;
- oder in die andere Richtung in einen kompensatorisch aufgebläht-rücksichtslosen Egoismus abzudriften.

Das zum Anderen hin praxisoffene „unmittelbar wert-einfühlende Mitleid“ darf aber nicht mit einer „selbstbemitleidenden Wehleidigkeit“ verwechselt werden:

- diese „egozentrierte Wehleidigkeit“, bei der man (über eine Vorstellung (*yi*) „vermittelt“) den Anderen „in sich“ erlebt, ist etwas grundsätzlich anderes;
- als das Mitleid, bei dem man sich „unmittelbar im Anderen“ findet, also den Anderen nicht „wie“ sich selbst, sondern „als“ sich selbst liebt.

Nicht die „vorgestellte“ (*yi*) Analogie des Schicksals des Anderen mit dem möglicherweise eigenen Schicksal ist das Auslösende des Mitleids, sondern das „unmittelbar-einfühlende Wert-Erleben“ (in einer inneren Zusammengehörigkeit) im „Dasein“.

So ist auch die (von einem antizipierenden Vorstellen (*yi*) in ihrer Verantwortung getragene) „Solidarität“:

- keine „Kumulierung von egozentrierter und fordernder Wehleidigkeit“ zu einem „Gruppenegoismus von Gleichbetroffenen“;
- sondern gerade das Gegenteil, nämlich das miterlebende Eintreten für jene, denen es schlechter geht, bzw. ein Eintreten für das „Ganze“, von dem die anderen möglicherweise noch mehr abhängen als man selbst.

Die gruppenegoistische Verwechslung von „Solidarität“ mit der „fordernden Zusammenrottung Gleichbetroffener“ ist und war immer schon der Nährboden für den Erfolg populistischer Politik und hat in der Geschichte schon manche Demokratie hinweggerafft.

III.

Im Wert-Sein liegt des Pudels Kern. Dies ist eigentlich seit eh und je bekannt.

Schon früh war es daher eine vordergründige gesellschaftliche Aufgabe, das Wert-Sein zu regulieren

- gewährte Werte (*xin*) sind das, was unsere „Aufmerksamkeit“ (*shen*) fesselt, bzw. unsere „Achtsamkeit“ (*shen*) zu fesseln sucht.

Besonders die fesselnde Macht der eigenen körperlichen Lust und die daraus folgende Gier wurden immer wieder als die unser Denken und Handeln verblendenden Ursachen angesehen. Das „Fleisch“ zu „verteufeln“ schien daher ein einfacher Ausweg zu sein, den man (mit Loben und Strafen) zu gehen suchte.

Das Verknüpfen:

- von „sozial-negativem Verhalten“ mit „negativen Straffolgen“;
- bzw. dessen Unterlassen mit „positiven Belohnungsfolgen“;

schien dabei das Mittel der Wahl zu sein.

Beides blieb aber bloß ein egozentriertes Verfahren, das versuchte, Teufel mit Beelzebub auszutreiben.

Auch das asketische Loslösen vom Wert-Sein überhaupt bot sich als eine mögliche Hilfe an. Die Weltflucht (als ein asketisch-mystischer Ausweg) schien hier naheliegend.

Aber auch dieser Weg war bloß ein „verdeckter weltflüchtiger Egoismus“, der bei der „Erlösung“ im Paradies seine „individuelle Belohnung“ erwartete.

IV.

Alle diese Versuche waren nämlich getragen von einem Menschenbild, das sich auf „den“ Menschen bezog, den man eben nur durch ein menschliches „Individuum“ (dessen sogenannte „Freiheit“ verabsolutiert und kultiviert wurde) zu veranschaulichen suchte.

Auch alle vorbildlichen Erlöser-Figuren waren daher „Einzel-Menschen“, denen zu folgen dann angeraten wurde.

Der Mensch wurde also als „freies einzelnes Individuum“ betrachtet, auf das dann alles bezogen wurde, und das es letztlich auch zu erretten (d.h. „absolut“ zu befreien) galt.

Der Fehler dieses (uns auch heute noch beherrschenden) „individualistischen Gedanken-Ganges“ ist eigentlich offensichtlich. Einen ganz ähnlichen Fehler würde man nämlich begehen, wenn man zum Beispiel in der Zoologie glauben würde, dass man das „Wesen der Ameise“ durch das analytische Studium des „Einzel-Individuums Ameise“ finden könne.

Das „Wesen der Ameise“ ist aber nicht im „Einzel-Individuum Ameise“ verkörpert, sondern im sogenannten „Ameisen-Staat“, der konkret „zwischen und über“ allen Ameisen wirkt und an dem alle Ameisen mitwirken.

In der selben Art ist eben auch „der“ Mensch kein Einzel-Mensch, sondern ein sogenanntes „*Zoon politikon*“.

Dies ist er aber:

- nicht als eine „subjektiv teleologische Ausrichtung“ des Individuums „auf“ eine Gemeinschaft (im aristotelischen Sinne);
- sondern ganz objektiv „als“ tatsächliche Gemeinschaft.

Wenn wir in unserem traditionellen abendländischen Denken das Problem „Gesellschaft“ zu lösen versuchen, dann sehen wir daher bestenfalls nur jene „individuellen Verhalten“, die für alle Individuen „zum allgemeinen Prinzip erhoben“, die Menschheit froh und glücklich machen sollen. Oder wir raten, einem anderen Individuum nicht das zuzufügen, was wir auch nicht wollen, dass es uns als Individuum zugefügt werde.

Wir tun also so, als wäre das „Problem Gesellschaft“ bloß die „Summe individueller Probleme“.

V.

ADAM MÜLLER⁸ hat den Weg zu einer Auffassung des Menschen „als“ Gemeinschaft vorgezeichnet indem er aufzuzeigen versuchte:

⁸ ADAM MÜLLER: „*Die Lehre vom Gegensatz*“. In: ADAM MÜLLER (Hrsg. WALTER SCHROEDER und WERNER SIEBERT): „*Kritische/ästhetische und philosophische Schriften*“. Neuwied und Berlin 1967, Band 2.

ADAM MÜLLER wurde 1779 in Berlin geboren. Über sein Denken schrieb FRIEDRICH BÜLOW: „*Adam Müller gilt gemeinhin als der Hauptvertreter der politischen Romantik. Was Romantik ist, das lässt sich allerdings begrifflich kaum bestimmen. Es hieße ja auch: sich an dem Geist der Romantik versündigen, wollte man durch einen Begriff eine Weltanschauung und Lebensstimmung einzufangen versuchen, der alles begriffliche Erfassen durch und durch zuwider war, die dem toten Buchstaben rationaler Wissenschaft die Idee lebendiger Erkenntnis entgegenstellte. Die romantische Wissenschaft verpönte jegliche Art begrifflicher Eindeutigkeit: der denkende Mensch trat hinter dem empfindenden und ahnenden Subjekt zurück. Die poetisch-anschauliche Erfassung der Dinge wurde der logischen Analyse vorgezogen Was aber ist die Idee der Romantik, worin ist ihr Wesen zu sehen? In ihren Anfängen war die Romantik eine von einer Gruppe jugendlicher Dichter und Denker ausgehende Reaktionsbewegung ge-*

- dass das „Wesen des Menschen“, weder im „Mann“ noch in der „Frau“ verkörpert sei, sondern zwischen und über diesem „konkreten Gegensatz“ als „lebendige Bewegung“ liege.

In der „Nächsten-Liebe“ versucht sich der Mensch aus der individualistischen Auffassung heraus- und hinzuführen zur „Fernsten-Liebe“, wie NIETZSCHE seinen ZARATHUSTRA predigen ließ, und wie MOZI es in der alle Menschen verbindenden Liebe (*jian ai*) sah.

Damit ist jenes „Mensch-Sein“ gemeint, das in einer „objektiven Identifikation“:

- solidarisch nicht nur „räumlich“ alle lebenden Menschen umfasst,
- sondern auch „zeitlich“ die noch nicht geborene Menschheit „nachhaltig liebend“ rücksichtsvoll im Auge behält.

Von einer derartig umfassenden Menschen-Liebe bedarf es dann nur mehr eines kleines Weitergehens in die „Offenheit der Natur“ hinein, um zur „Lebensgrund-Lage der Menschheit überhaupt“ zu gelangen. Mit solchen Auffassungen gerät man dann aber (als *Pantheist* gebrandmarkt) leicht mit kirchlichen Macht-Organisationen in Konflikt, da man ihre einträgliche Vermittler-Rolle übergeht.

Das Ganze der Natur erscheint hierarchisch in mehr oder weniger umfassende Individuen gegliedert, die miteinander Wechselwirken und sich jeweils in einer sie umfassenden Individualität (oder Personalität) verbinden.

genüber Individualismus und Rationalismus gewesen. Man wollte aus der Enge der Icheinsamkeit heraus und die Leere der reinen Verstandesbestimmungen überwinden. Man sehnte sich nach Gemeinschaft und Untertauchen im Leben eines Volkes ... Die Zusammengehörigkeit war ihnen eine naturgegebenes Verhältnis, das Zusammenleben eine von Begeisterung erfüllte Ideengemeinschaft. In: ADAM MÜLLER: „Vom Geist der Gemeinschaft - Elemente der Staatskunst – Theorie des Geldes“ (Zusammengestellt und eingeleitet von FRIEDRICH BÜLOW), ALFRED KRÖNER-VERLAG Leipzig 1931, Seite XVII-XVII.

Siehe auch: ADAM MÜLLER: „Die Elemente der Staatskunst“ – Sechsendreißig Vorlesungen – Ungekürzte Ausgabe. F. W. Hendel Verlag zu Meersburg am Bodensee und Leipzig 1936.

VI.

Jede dieser Individualitäten will „*dauern*“, jede hat in ihrem eigenen So-Sein:

- einen „entscheidenden“ und „entschließenden“ klaren „Beharrungs-Willen“;
- und im Wechselwirken ein begrenztes (aber auch bedrohtes) mehr oder weniger kräftiges „Beharrungs-Vermögen“.

Alles, was das Individuum (egal welches und auf welcher Ebene) „*betrifft*“, das hat für das Individuum einen Wert:

- der es fördert;
- es bedroht;
- oder nicht berührt.

So hat alles für jedes gegenseitig einen Wert.

Alle Individuen sind daher:

- in ihrem gemeinsamen „Da-Sein“ miteinander „*verbunden*“;
- und in ihrem Wechselwirken in ihrem „Wert-Sein“ miteinander mehr oder weniger „*verknüpft*“;
- das So-Sein ist dagegen das, was die individuellen Dinge voneinander „*trennt*“, sie zentrierend abgrenzt und ihnen ein selbständiges eigenes So-Sein gibt, das sie von anderen Individualitäten trennt und unterscheidet.

Das Wert-Sein „*verknüpft*“ also alle Dinge, die in ihrem So-Sein von einander „*getrennt*“ und im Dasein miteinander „*verbunden*“ sind.

VII.

Es geht also immer darum, im Da-Sein dafür zu sorgen:

- einerseits den „Wandel des So-Seins der eigenen Individualität“,
- aber andererseits auch die „umfassende Lebens-Grundlage“ zu erhalten.

In diesem Anliegen geht es nun darum:

- die „Werte für die eigene Individualität“;
- mit den „Werten für das Mit-Andere“;
- und den „Werten für das umfassend Gemeinsame“;

immer wieder auszubalancieren.

Dies gelingt nur in der Fähigkeit:

- sowohl „in sich“ hineinhören;
- als auch aus sich „hinaus zum Anderen“;
- und „auf das Umfassende und dessen Werte“ hinhören zu können.

Um „Hinhören“ zu können, muss man:

- achtsam sein (*shen*) , d.h. die Aufmerksamkeit von ihrer Faszination (*xin*) und dadurch auch vom Treiben der fesselnden eigenen Vorstellungen (*yi*) relativ loslösen zu können;
- und dann auf dieses Eigene selbst hinwenden;
- aber vor allem auf das Umfassende und das Andere hin „weiten“ und „öffnen“ zu können.

Das Ziel ist aber nicht, eine Wert-Freiheit zu erlangen, sondern im Gegenteil in der multidimensionalen „Wert-Fülle“ zu einer „gelassen-engagierten“ Balance zu gelangen.

Über Tugend, Werte und Wirken

I.

Das traditionelle chinesische Denken geht davon aus, dass alles miteinander im Zusammenhang steht und ein werdendes Ganzes bildet. Jedes einzelne Seiende ist auch selbst ein werdendes, aber auch ein vergehendes Ganzes. Es hat in sich Glieder, die als Ganze ebenfalls wieder werdend und vergehend sind. Nach außen hin ist das Individuum wiederum selbst Glied eines ihn umfassenden Ganzen.

Das umfassendste Ganze, das allerdings wie jedes Ganzes ebenfalls noch im Werden ist, wird *Dao* genannt. Das Seiende ist auf diese Weise in mehrere Dimensionen hinein hierarchisch geschichtet.

Jedes Ganze hat in mindestens drei Dimensionen hinein „Werte“ zu beachten:

- jedes Ganze ist davon abhängig, dass jene Werte erfüllt werden, welche die eigene Individualität als eine Ganzheit sichern;
- jedes Ganze ist aber auch von jenen Werten abhängig, welche die eigenen Glieder (z.B. die Organe, welche die Individualität konstituieren) sichern. Bezogen auf den Menschen hat dieser daher auch in sich hinein auf seine Organe „hinzuhören“ und für deren Gesundheit zu sorgen.
- Jedes Ganze ist aber auch von den Werten des Umfassenden abhängig, von dem das Individuum ein Glied ist. Auch auf dieses Umfassende und auf die Mit-Glieder in diesem Umfassenden gilt es daher ebenfalls hinzuhören. Die Existenz des Individuums hängt ja auch von der Existenz des jeweils umfassenden Ganzen ab.

Da ein menschliches Individuum in unterschiedlichen Dimensionen Mit-Glied unterschiedlicher „umfassender Ganzer“ sein kann, muss es in seinem Leben ein ganzes Werte-Geflecht beachten und ausbalancieren.

Die hierarchische Schichtung des Seienden macht deutlich, dass es immer größer-artige Ganze gibt, die aber selbst wieder Glied eines noch größer-artigen „umfassenden Ganzen“ sind.

Jedes menschliche Individuum wird daher sowohl:

- von innen, d.h. von untern her,
- als auch von außen, d.h.
 - von oben
 - und von neben her,

eingestellt.

In einem allseitig Werte ausbalancierenden Wechselwirken sichert sich das Individuum (als ein Ganzes) seine Existenz.

Für den Menschen ist es daher wichtig, seine Achtsamkeit zu entfalten um:

- sowohl in sich hinein;
- aus auch neben sich hin;
- sowie über sich hinaus

„hinhören“ zu können, um Werte und ein entsprechendes Einstellwirken zu „vernehmen“ und „vernünftig“ handeln zu können.

II.

Heute können wir schon eher akzeptieren, dass es ein „Einstellwirken“ (*De*, Tugend) vom jeweils umfassenden Ganzen (letztlich vom *Dao*) her gibt.

Man hat zum Beispiel die Entwicklung der Embryos von Tieren experimentell untersucht. Dabei führte man (in einem sehr frühen Entwicklungs-Stadium) Zell-Transplantationen auf ein anderes Gewebe einer anderen Tier-Gattung durch.

So wurden zum Beispiel Zellen einer Kaulquappe (Pflanzenfresser mit Hornkiefen) in die Mundgegend einer Triton-Larve (Fleischfresser mit Zähnen) verpflanzt.⁹

Das Ergebnis war, dass im Kiefer der Triton-Larve an jenen Stellen der Transplantation ein Hornkiefen entstand.

In diesen und anderen Experimenten zeigte sich, dass das Umfeld bestimmt „was“ entstehen soll. Das Umfassende (*Dao*) bestimmt, welchen Wert (*Xin*) die gespendeten Zellen für das umfassende Ganze (*Dao*) des Empfängers haben „soll“, bzw. welche „Leistung“ erwartet wird.

Das Umfeld (*Dao*) bestimmt diesem Falle in seinem Einstellwirken (*De*), dass diese Zelle ein Kau-Werkzeug werden soll. Die Spender-Zelle wird also vom Umfassenden Ganzen (*Dao*) darauf eingestellt (*De*), was sie im neuen „Verbund“ leisten (*Xin*) soll.

Die Spender-Zelle selbst bestimmt dagegen mit ihrem eigenen (*Yi bzw. Li*), was sie leisten „kann“. Sie wird zu dem, was sie „zu Hause“ im gewohnten Umfeld (*Dao*) geworden wäre.

Es wurde also nachgewiesen, dass die Organ-Bildung nicht nur von der transplantierten „Spender-Zelle“, sondern auch vom benachbarten Keimbereich des „Empfänger-Gewebes“ abhängt.

Deswegen scheint es beim Klonen wichtig zu sein, die Keim-Zellen erst in einem späteren Stadium (als bei den oben zitierten Versuchen) zu spalten.

Dadurch kann das Einstell-Wirken (*De*) des heimatlichen Umfeldes (*Dao*) die eigene Ordnung (*Li*) der Keimzellen besser ausformen und stabilisieren.

⁹ Diese Untersuchungen führte HANS SPEMANN (1869-1941) durch. Er erhielt dafür den Nobelpreis für Medizin. Seine Versuche sind auch die Grundlage des heute in Brennpunkt des Interesse stehenden Klonens. Diese Ergebnisse haben auch wesentlich die Bedeutungslehre und die Lebenslehre von JAKOB VON UEXKÜLL gestützt. Vgl. JAKOB VON UEXKÜLL: „*Die Lebenslehre*“, Potsdam 1930. Siehe auch: JAKOB VON UEXKÜLL und GEORG KRISZAT: „*Streifzüge durch die Umwelt von Tieren und Menschen*“, Hamburg 1956, S. 116.

Das später nur nährenden Umfeld der geklonten Keimzellen hat dann weniger prägenden Einfluss. Die eigene Ordnung (*Li*) der geklonten Zellen setzt sich dann in einem parallelen Wachstum mehr oder weniger dominant durch.

III.

Die Tugend (*De*) ist also das Einstellwirken, das von einem Ganzen ausgeht.

Auf mich selbst als Individuum bezogen wird dieses Einstellwirken getragen:

- von meinem Wert-Sein für das Ganze
- und vom Wert-Sein des Ganzen (des umfassenden Ganzen oder des anderen Ganzen neben mir, oder von den Organen als Ganze in mir) für mich.

Dieses „Einstellwirken“ prägt mein wertbezogenes, d.h. mein ethisches Handeln.

Es bezieht sich auf eine erwartete Ordnung (*Li*), die als „Moral“ meinem ethischen Handeln, d.h. meiner wirksamen Tugend, den Rahmen gibt.

Das Verhältnis von Moral als Ordnung (*Li*) zur Tugend als (*De*) ist ähnlich dem Verhältnis von „Bewegung“ (als ordentlicher und wiederholbare Form) und dem situativen (unwiederholbaren und daher einmaligen) lebendigen „Bewegen“.

Die „Bewegungen“ können als ordentliche Formen zwar gelernt, aber sie müssen in ihrem praktischen Anwenden mit Leben erfüllt, d.h. sie müssen zum „Bewegen“ werden.

Beim Hinhören auf Vorbilder versucht man deren Tugend (*De*) zu vernehmen.

Diese Tugend (*De*) kommt aber im Bewusstsein (*Yi*) immer nur als Ordnung (*Li*), als Moral (*Li*) an. Diese muss dann mit eigener Tugend (*De*) erst erfüllt werden.

Es verhält sich ähnlich wie beim Bewegen im Taijiquan. Auch hier muss die Freiheit in der Ordnung (*Li*) des Bewegens gesucht und mit Tugend (*De*) gefüllt werden.

Über das Hinhören auf das jeweils umfassende Ganze (auf das jeweils „Höhere Gut“, das in der jeweiligen Moral noch nicht „in Ordnung gebracht“ wurde) wird die jeweilige Moral (*Li*) erst als Tugend (*De*) lebendig.

Auf diese Weise wird die Moral (*Li*) durch eine höhere Tugend (*De*) mit Augenmaß und praktischem Mut beantwortet und selbständig „verantwortet“.

- Durch das Einswerden mit dem Grund (Leere, *Wuji*) wird das Individuum „energetisiert“. Es optimiert dadurch seine Gesundheit, seine Leistungsfähigkeit und seinen Mut als kraftvolle Grundlage der Tugend.
- Im Hinhören auf das umfassende Ganze wird das Individuum dagegen in seiner Tugend „orientiert“.

Es trifft hier zu, was FRIEDRICH VON HARDENBERG¹⁰ so formulierte¹¹:

„In der Tugend verschwindet die lokale und temporale Personalität. Der Tugendhafte ist als solcher kein historisches Individuum. – Er ist Gott selbst.“ (Fragment 2280)

*„... So hebt alle lebendige Moralität damit an, dass ich aus Tugend gegen die Tugend handle – damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Kapazität ins Unendliche zunimmt, ohne jene eine Grenze – das ist die Bedingung der Möglichkeit ihres **Lebens**, zu verlieren.“* (Fragment 282)

¹⁰ Der deutsche Philosoph GEORG FRIEDRICH PHILIPP VON HARDENBERG lebte 1772 bis 1801. Unter dem Pseudonym NOVALIS gab er die Sammlung philosophischer Fragmente „*Blütenstaub*“ heraus.

¹¹ Siehe: Neue Fragmente von NOVALIS: „*Von der geheimen Welt*“. Internet: <http://gutenberg.spiegel.de> Fragmente 2280 und 2282.

IV.

Das Wert-Sein eines Dinges beschreibt seine Funktion für etwas Anderes. Es beschreibt:

- den Wert für ein Neben-Ding;
- den Wert für das umfassende Ganze;
- und den Wert für die Innen-Dinge, die als wechselwirkende Glieder das eigene Ganze konstituieren.

Dieses Wert-Sein kann positiv, neutral oder negativ sein.

Das Wert-Sein ist im Wechselwirken zwar „gegenseitig“, es ist aber nicht immer auch „gleichwertig“.

Die Gazelle hat für den Löwen einen positiven, der Löwe für die Gazelle einen negativen Wert.

Nach Mo-Zi sollten die Menschen ihr Wechselwirken (untereinander, sowie das Wechselwirken in der gesellschaftlichen Hierarchie) so organisieren, dass ihr Wechselwirken insgesamt sowohl „gegenseitig“ als auch „gleichwertig“ ist.

Mit anderen Worten:

Im menschlichen Handeln ist der gegenseitige Nutzen (*chiao li*) zu beachten.

Das Beachten des gegenseitigen Nutzens ist wiederum eine Folge des Hinhörens auf die allgemeine Menschenliebe (*jian ai*), welche die Menschen untereinander verbindet.

Die Menschen sind also:

- in ihrem tätigen „Wechselwirken“ über den gegenseitigen Nutzen (*chiao li*) „verknüpft“;
- und in ihrem hinhörenden „Widerspiegeln“ durch eine konkrete allen Menschen gemeine Liebe (*jian ai*) „verbunden“.

MO-ZI bestimmte die körperlich-produktive Arbeit als jenes Merkmal, welches den Menschen vom Tier unterscheidet.¹² Er sah, wie schon erwähnt, die Menschen durch eine konkrete allen Menschen gemeine Liebe (*jian ai*) verbunden, die sich im gesellschaftlichen Wechselwirken durch ein gegenseitiges Nützen und Helfen (*chiao li*) realisiere.

Das „Hinhören“ (*Xiao*) beginnt also in der konkreten praktischen Tätigkeit.

Ein Hinführen auf das praktische Tätigsein in der Gesellschaft kann daher auch über das Beachten des eigenen Bewegens, zum Beispiel im *Taijiquan*, angebahnt werden. Es kann dann über das Handeln in die Familie weiter- und in die Gesellschaft hineingeführt werden.

Bereits in der künstlich vereinfachten Situation des *Taijiquan* kann im Hinhören auf den Anderen und auf die Situation:

- sowohl das „Verbunden-Sein“ mit dem Anderen und der Situation erlebt;
- als auch das spezifische Einstellwirken des Anderen „vernommen“;
- und im eigenen Handeln aus der „Mitte“ heraus „zweckmäßig“ ausbalanciert werden.

¹² Siehe RALF MORITZ: „*Die Philosophie im alten China.*“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. und JEAN DE MIRIBEL und LE'ON DE VANDERMEERSCH: „*Chinesische Philosophie*“, 2001, ISBN 3-404-93044-4 und MO TI (Übers. HELWIG SCHMIDT-GLINTZER): „*Von der Liebe des Himmels zu den Menschen*“, München 1992, ISBN 3-424-01029-4.

Wenn man das Bewusstsein der handelnden Menschen grundlegend verändern möchte, dann sollte man damit bereits bei einer relativ einfachen praktischen Tätigkeit beginnen.

Am eigenen Leibe lässt sich dann bereits im Ansatz erleben, was in ausgeprägter Weise bei „vorbildlichen Menschen“ in ihrem gesellschaftlichen Handeln beachtet und geachtet werden sollte.

V.

Diese zu entwickelnde Fähigkeit ist nämlich nicht bei allen Menschen in gleichem Maße ausgeprägt. Sie ist aber trainierbar.

Um des gesellschaftlichen Fortschritts Willen kann und muss der Mensch menschlicher werden.

Für Mo-Zi war es daher wichtig, die „Vorbildwirkung“ der bereits „menschlichen Menschen“ gesellschaftlich zu nutzen. Seiner Ansicht nach sollten diese „menschlichen Menschen“ in der gesellschaftlichen Hierarchie (ihrer jeweiligen Tüchtigkeit gemäß) „oben“ gesellschaftliche Verantwortung tragen.

Diese Vorbildwirkung sollte durch „Angleichen von oben her“ der Vereinheitlichung der gesellschaftlichen Meinung dienen.

Mo-Zi ging offensichtlich davon aus, dass, je menschlicher der Mensch bereits geworden sei, er um so besser seine „Mitte“ finden könne. Daraus folgt, dass beim Suchen der eigenen Mitte es hilfreich sein kann, „oben“ beim Vorbild des bereits „menschlichen Menschen“ Maß zu nehmen.

VI.

Im Taijiquan können bereits gesellschaftlich fundamentale Fähigkeiten entfaltet werden. Was ist dabei unter „*Taijiquan*“ zu verstehen?

Oft spricht man vom „*Taiji*“ und meint damit das Taijiquan. Dies ist aber nicht ganz richtig. Das Wort „*Taijiquan*“ setzt sich nämlich aus zwei Wörtern zusammen:

- aus dem Wort „*Taiji*“;
- und aus dem Wort „*Quan*“, welches „*Faust*“ bedeutet.

Beim Taijiquan handelt es sich also um einen ganz speziellen Umgang mit der Faust, bzw. mit Gewandtheit und Geschicklichkeiten. Das Wort „*Taiji*“ weist hier nur auf die besondere Art dieses Umganges hin.

Dieser Umgang ist geprägt durch ein „Hinhören“ auf das „umfassende Ganze“ und durch das Bemühen, aus der „Mitte“ heraus zu handeln und dabei diese „Mitte“ nicht zu verlieren.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem koreanischen Wort „*Taekwondo*“, das sich aus drei Wörtern zusammensetzt:

- aus dem Wort „*Tae*“ für „*Fuß*“;
- dem Wort „*Kwon*“ für „*Faust*“;
- verknüpft mit dem Wort „*Do*“, welches ausdrücken soll, in welcher geistigen Haltung mit Hand und Fuß umgegangen wird.

Das Wort „*Do*“ steht für das Wort „*Dao*“ („*Weg*“) und meint hier das Selbe wie das Wort „*Taiji*“ im Taijiquan.

So meint auch das Wort „*Ju-Do*“ nicht unmittelbar die Sportart Judo.

Der Begründer des „*Judo*“, der Japaner JIGORO KANO betonte ausdrücklich, dass mit „*Judo*“ etwas gemeint sei, was man in jede körperliche Tätigkeit, ob im Kampfsport, in der Gymnastik oder im Alltag einbringen kann. Es handelt sich um die geistige Haltung „*Do*“, die es ermöglicht, von „*Körper und Geist wirksamsten Gebrauch*“ zu machen.¹³

¹³ Siehe meine Texte zur „*Theorie des MuDo*“. Zum kostenlosen Herunterladen aus dem Internet: <www.tiwald.com>

VII.

Um das Taiji zu erklären, sind diese Gedanken hilfreich, die auch beim Beschreiben des Ganzen brauchbar waren. Das *Taiji* ist nämlich das jeweils Ganze, es ist das jeweils Umfassende.

Als erste „Ur-Sache“ ist das *Taiji* die Einheit von *Yin* und *Yang*. So gesehen ist das *Taiji* das Erste und das Umfassendste, das aus der Sicht des Seienden auch als *Dao* bezeichnet wird.

Jeder der beiden in dieser Einheit auseinandergesetzten Pole (*Yin* und *Yang*) besitzt aber in sich erneut den Gegensatz von *Yin* und *Yang*. Dieser Gegensatz bewegt, d.h. er „wandelt“ sich und wandelt damit auch die Form des Ganzen. Durch Kombination der Gegensätze entstehen neue Ganze. Diese neuen Ganzen werden entweder von *Yin* oder von *Yang* dominiert.

Wenn man das jeweils dominierende *Yin* oder *Yang* selbst als ein Ganzes beachtet, dann erscheint es als *Taiji*, welches in sich erneut die bewegte Polarität von *Yin* und *Yang* erscheinen lässt.

Auf diese Weise ist in jedem Ganzen eine Vielheit enthalten, die man achtsam verfolgen, d.h. auspacken kann wie eine russische *Matroschka-Puppe*.

Im Gedanken der „Mitte“ geht es letztlich um eine Harmonie, die sich über das Verhältnis von *Yin* und *Yang* bis ins Kleinste fortpflanzt. Dadurch kehrt dieses Verhältnis auf jeder Ebene rhythmisch wieder. Durch diesen speziellen Rhythmus wird das Ganze in Harmonie zusammengehalten.

Das jeweils umfassende Ganze verhält sich dabei zu seinem akzentuierten Teil immer in jenem Verhältnis, wie dieser dominierende Teil sich zu seinem verwundenen Gegen-Teil verhält.

Dominiert also zum Beispiel *Yin*, dann verhält sich das umfassende Ganze (*Taiji*) zu *Yin* (bzw. in umgekehrter Richtung das dominierende *Yin* zum umfassenden *Taiji*) im gleichen Verhältnis, wie sich das dominierende *Yin* zum nicht dominierenden Gegen-Teil, zum *Yang*, verhält.

Es geht daher letztlich darum, nicht nur auf das „Verhältnis zum Anderen“ zu schauen, sondern auch auf das umfassende Ganze „hinzuhören“ (*Xiao*) und von dort her das Verhältnis zum Anderen zu „regeln“.

Auf diese Weise regelt sich das Ganze, indem das jeweils Gegebene auf sein unmittelbar Umfassendes hinhört und dementsprechend sein eigenes Verhältnis zum Anderen regelt.

Die Liebe zum Nächsten wird also nach MO-ZI vom Hinhören auf die Liebe zum Fernsten, bzw. zur umfassenden Menschheit (*jian ai*) geregelt. Das Verhältnis zum Nächsten, zum Beispiel in der Familie, darf daher nicht aus der allgemeinen Menschenliebe herausfallen bzw. darf sich nicht gruppen-egozentrisch von dieser isolieren.

So fängt die Gesundheit des Staates auf der einen Seite in der Familie beim „Hinhören“ auf die Älteren, auf der anderen Seite beim „Hinhören“ des Kaisers, bzw. der „menschlichen Menschen“, auf das *Dao* an.

Das Problem besteht allerdings in der „Qualität des Hinhörens“ und im „Weitergeben in die andere Richtung aus dem Gehörten heraus“.

Wir kennen dieses Problem aus dem Kinderspiel „*Stille Post*“.

Es gilt die Regel:

Das jeweils umfassende Ganze verhält sich zu seinem akzentuierten Glied, wie sich dieses zum nicht-akzentuierten Glied verhält.

Und umgekehrt: das Kleinere verhält sich zum Größeren, wie sich das Größere zum Ganzen verhält.

Es wird aber über Vorbildwirkung „von oben her“ das jeweilige Verhältnis angeglichen.

Es herrscht also kein „symmetrisches Angleichen“ auf den jeweiligen Ebenen. Zum Beispiel nach dem Motto: „*Aug um Aug, Zahn um Zahn*“.

Würde es als Symmetrie nur zwei gleiche Teile geben, dann würde es auch keinen Wandel geben.

Es gäbe dann aber auch kein solches Verhältnis zum Ganzen, das sich in den Teilen widerspiegeln, bzw. sich in ihnen immer wieder rhythmisch wiederholen und den Wandel vorantreiben könnte, ohne dass das Ganze zerfällt.

Von diesem „Verhältnis nach oben und unten“ gibt es nur ein einziges. Alle anderen Verhältnisse lassen sich nicht von oben nach unten bis ins Kleinste hinein wiederholen! Jenes eine Verhältnis ist daher als die „Mitte“ zu suchen.

Symmetrie wäre in der Organischen-Hierarchie der Tod.

A-Symmetrie ist hier die Chance des Lebens.

Das Wiederholen des „Verhältnisses zum Ganzen“ im „Begegnen mit dem Anderen“ (im Begegnen mit dem „Gegen-Gesetzten“ oder mit dem „Unten-Gegebenen“), das ist das Suchen der „Mitte“.

Von dieser Mitte gibt es aber zwei.

Es kann ja entweder das *Yin* oder das *Yang* dominieren. Es wird also einmal das „Verhältnis vom dominierenden *Yin* zum Umfassenden“, das andere mal das „Verhältnis vom dominierenden *Yang* zum Umfassenden“, das dem anderen aber spiegelbildlich gleicht, reproduziert.

Das Pendeln zwischen diesen „Mitten“ beschreibt den „bewahrenden Spielraum des Wandels“.

Dieses in beide Richtungen stimmige Verhältnis ist (als die „Mitte“ des die Harmonie erhaltenden Wandels) aber nicht so leicht zu finden.

- Das gegenseitige Verhältnis von Sohn und Vater sollte zum Beispiel ähnlich sein wie jenes, das der Sohn und dessen Kind zueinander haben.
- Das Verhältnis, das der Untergebene zu seinem Vorgesetzten hat, sollte von ähnlicher Achtung geprägt sein, wie das Verhältnis des Untergebenen zu seinen Untergebenen und umgekehrt.
- Nach oben buckeln und nach unten treten wäre dagegen ein Verhalten, das diese „Mitte“ verloren hat und den Tod des Ganzen herbeiführt.

Es verhält sich ganz ähnlich, wie wir es mit dem „Kategorischen Imperativ“ zu beschreiben versuchen.

Das, was man selbst nicht möchte, dass einem zugefügt wird, das sollte man auch einem anderen nicht zufügen.

Es geht also um Nähe bzw. um Distanz voneinander.

Wer in übertriebener Furcht nach oben zu große Distanz hält, wird leicht nach unten treten und wegstoßen.

Es geht daher darum, die „Mitte“ zwischen zu großer Distanz und zu enger Nähe zu finden, diese „Mitte“ im „Spielraum des Wandels“ zu halten und als Harmonie weiterzugeben.

Wer zum Beispiel nach oben Gott statt in demütiger Liebe, nur in unterwürfiger Ehrfurcht begegnet, der wird möglicherweise auch nach unten radikal und rücksichtslos sein.

Die gesuchte Mitte lässt sich gut durch den „Goldenen Schnitt“ veranschaulichen.

Der „Goldene Schnitt“ trennt eine vorgegebene Strecke in der Art, dass sich die ganze Strecke zum größeren Teil der Strecke genau so verhält, wie der größere Teil der Strecke zum kleineren Teil.

Dieses geometrische Größenverhältnis, das man mathematisch als einen Bruch darstellen kann, ergibt aber, wenn man den Bruch ausrechnet, keine „Rationale Zahl“, sondern eine sogenannte „Irrationa-

le Zahl". Diese lässt sich allerdings als eine unendliche Kettenwurzel von bestechender mathematischer Schönheit darstellen¹⁴.

Dabei sollte man aber beachten, dass die sogenannten „Rationalen Zahlen“ bloß „rational erdachte“ Zahlen sind. Bei ihrer rationalen Konstruktion geht man nämlich von der Annahme aus, dass es nur exakt gleich große Einsen gebe. Wenn man dies bedenkt, dann kann eine sogenannte „Irrationale Zahl“ eine Zahl sein, die von der „erdachten Rationalität“ zur „tatsächlichen Realität“ hinführt.

Auch die Diagonale eines Quadrates kann nicht aus den gleichen Einsen aufgebaut sein, wie die Seiten des selben Quadrates.

Geht man nämlich von den rational erdachten Einsen der Seiten des Quadrates aus, dann kann mit diesen Einsen die Größe der Diagonale nicht mehr rational erfasst werden.

Die „Wurzel aus Zwei“, mit der man die Größe der Diagonale errechnet, führt nämlich, wenn man von den Einsen der Seiten des Quadrates ausgeht, nur mit einer „Irrationalen Zahl“ zur realen Größe der Diagonale, ohne sie aber, im Ausrechnen der Wurzel, jemals zu erreichen.

Die Rationalität ist also ein brauchbares Hilfsmittel, welches uns hilft, uns mit irrationalen Hilfsmitteln den realen Tatsachen gedanklich anzunähern¹⁵.

¹⁴ Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Goldener_Schnitt>

¹⁵ vgl. auch FREDERIK (TONTYN) HOPMAN „*Die Ordnung der Schöpfung in Zahl und Geometrie*“, Internet: <www.adhikara.com>

Liebe - Hoffnung – Glaube

I.

„Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.“¹⁶

- die „*Liebe*“ bezieht sich auf das Verbunden-Sein im „*Da-Sein*“;
- der „*Glaube*“ bezieht sich auf das „Zutreffen und die Macht des Wortes“, d.h. auf das symbolisierte „*So-Sein*“;
- die „*Hoffnung*“ bezieht sich auf das „Erfüllen von Werten im Wirken“, also auf das objektiv die Menschen verknüpfende „*Wert-Sein*“.

II.

„Ursprünglich“ entsteht aber nicht der Glaube aus dem Wort, sondern das Wort entsteht aus dem Glauben, und der Glaube ruht auf der verbindenden Liebe im Dasein. Deswegen ist die Liebe das Höchste und alles ist nichts ohne sie:

- das „Zutreffen“ (als Verbunden-Sein im Da-Sein, als Liebe, als „erfüllter Glaube“) macht erst etwas zum Symbol,
- nicht das Symbol erzeugt aber „ursprünglich“ ein Zutreffen!

Das „*Wort*“ kommt also ursprünglich aus dem „*Glauben*“, es wird „aus dem auf der Liebe ruhenden Glauben geboren“:

- aber die „*Hoffnung*“ ist es, dass die „aus dem Glauben geborene Macht des Wortes“ die „Menschen im Glauben verbindet“.

III.

¹⁶ BIBEL: „1. Korintherbrief“, Kap 13, Vers. 13.

MEISTER ECKHART hat sprachlich zwischen der „*Gottheit*“, dem „*Gott*“ und den „*Sohn*“ unterschieden. In dieser Unterscheidung wären dann:

- der „*hl. Geist*“ (als „*Gottheit*“) die verbindende Kraft der „*Liebe im Da-Sein*“;
- der „*Vater*“ wäre (als „*Gott*“) das „*Ganze der Macht*“ der das „*So- und Wertsein*“ schaffenden Energien;
- der „*Sohn*“ wäre das (in Glaube, Liebe und Hoffnung) alle Menschen verbindende „*Wort*“, bzw. die Sprache, bzw. die symbolisch verinnerlichte Natur, bzw. das mit „*Liebe*“ („*Geist*“) erfüllte und „*Mensch gewordene Ganze*“ („*Gott*“).

IV.

Nur das „ursprünglich aus dem Glauben geborene“ oder „im Glauben wiedergeborene Wort“ hat aber die alle Menschen verbindende Kraft.

Das „*Wort*“ wird sowohl im „*Sagen*“ als auch im „*Hören*“ wiedergeboren.

Nicht das „Wort alleine“ hat aber Macht, sondern nur verbunden mit dem „Glauben“, aus dem es geboren und/oder gehört oder wiedergeboren wird.

V.

Beim „Glauben“ gilt es daher zu unterscheiden:

- das, was ich glauben soll, d.h. das „*So- und Wertsein des Bekenntnisses*“;
- und die „*innere Verfasstheit*“ des „*Glaubens als Akt im Da-Sein*“.

VI.

„*Glauben zu können*“ ist „*Gnade*“.

Dies bedeutet, dass der Glaube „nicht nur“ von mir alleine abhängt. „Ich“ alleine kann mich nicht zwingen zu glauben.

Wenn man aber als ein „im Dasein verbundenes Selbst“ glaubt, dann gewahrt man in seiner „inneren Verfasstheit“:

- dass zwar der Glaube „nicht nur“ von einem selbst abhängt;
- aber sehr wohl „auch“ von meinem „Selbst“!

„Gnade“ erscheint dann:

- „nicht nur“ als ein Beschenkt-Werden;
- es erscheint „auch“ als ein aktives Nehmen.

„Gnade“ erscheint hier als die mit Freude erfüllte „Einheit des Gegensatzes von Geben und Nehmen“:

- man muss „Geben können“, um „Nehmen zu können“;
- und man muss „Nehmen können“, damit „einem Gegeben wird“.

Geben scheint zwar seliger als Nehmen zu sein, es geht aber auch hier um die Balance in der „Mitte eines Gegensatzes“. Es geht auch nicht nur um die „alle verbindende Liebe“, sondern auch um ein „gegenseitiges Nehmen und Geben“, bzw. um ein „nächstenliebendes gegenseitiges Helfen und Nützen“.

VI.

Der chinesische Philosoph MO-ZI (geb. 470 v. Chr.)¹⁷ brachte in diesem Zusammenhang das Bild zur Sprache, dass die Menschheit ein allseitiger „Wechselwirkungs-Zusammenhang“ sei.

Alle Menschen seien:

- einerseits durch einen „Wechselwirkungs-Zusammenhang“ des gegenseitigen Nützens und Helfens, des „Austausch wechselseitigen Vorteils“, d.h. des „gegenseitigen Nutzens“ (*xiang li*) miteinander „verknüpft“;

¹⁷ Siehe RALF MORITZ: „Die Philosophie im alten China.“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 67–92.

- andererseits aber durch eine „alle vereinigende Liebe“ (*jian ai*) miteinander innig „verbunden“.

Durch dieses „dialektische Bild“ wollte MO-ZI dazu beitragen, den gesellschaftlichen Zusammenhang durch eine „tätige Nächsten- und Fern-Liebe“ zu fördern.

Mit dieser auf die „Gesamtheit des Volkes“ orientierten Einstellung trat MO-ZI, genau so wie JESUS 500 Jahre nach ihm:

- für ein Helfen und Teilen;
- und gegen eine parasitäre und verschwenderische Lebensweise ein.

„Vor-Läufiges“ und „Irr-Läufiges“ oder Max Stirner und das Nichts

MAX STIRNER ist ein mutiger und redlicher Denker, der in seinem Modell konsequent zum Ende hin denken kann. Er hat sich im Bereich des **Soseins** mit GOTT und der MENSCHHEIT befasst und sich dabei selbst als den konkreten und besonderen „EINZIGEN“ entdeckt, der in voller **Selbst-Verantwortung** sich mutig ‚**wagen**‘ muss, wie ich, mit Blick auf PETER WUST¹⁸, ergänze.

Auf den ersten Blick mag es, wenn einem die religiöse Dimension des Erlebens ein Anliegen ist, erschrecken, wenn man MAX STIRNERS Abrechnung mit der Welt der manipulierenden Bekenntnisse liest.

Kann man ihm aber „gelassen“ zuhören, dann wird man entdecken, dass viele soziale Orientierungen doch über das Verknüpfen mit ganz elementaren egozentrischen Ängsten und Erwartungen verinnerlicht werden, die letztlich, meist unbewusst, erst das Akzeptieren bewirken.

Der **mittelbare** Bezug zur Gemeinschaft über Ideen ist daher nur eine „vor-läufige“ und letztlich meist „irr-läufige“ Beziehung.

Es geht deshalb nicht darum, die Brücke zum Anderen in der „Landkarte“¹⁹ mit Ideen zu schlagen, sondern das Gemeinsame **er-**

¹⁸ Vgl. PETER WUST: „Ungewissheit und Wagnis.“ Graz 1937.

¹⁹ Mit ALFRED KORZYBSKI (1879-1950) wurden die Wörter ‚Landschaft‘ und ‚Landkarte‘ zu Termini der Semantik, die insbesondere in der auf KORZYBSKI zurückgehenden ‚Allgemeinen Semantik‘ tradiert werden. KORZYBSKIS zentrale These war, dass die Sprache eine Art Landkarte der Landschaft (d. h. der Wirklichkeit) sei und dass sie sich (als ein sich isolierendes und sich selbst veränderndes System) einerseits von der Wirklichkeit entfernt, d.h. zu einer ungenauen und auch falschen Landkarte wird, andererseits aber auch von innen her vorurteilend über den Menschen verfügt, indem sie das Wahrnehmen des Menschen, sein Selbstbild und Handeln verformt und prägt. Vgl. HAYAKAWA: „Semantik im

lebens-konkret in sich selbst, im Ego zu entdecken und sich dann unmittelbar zu öffnen und zu weiten, bzw. sein eigenes Zentrum in seiner Tiefe als „*Weite*“ zu erleben.

Der **unmittelbare** Weg zur Gemeinschaft führt daher als konkrete Chance sehr wohl über das „Nadelöhr“ jener mutigen und verantwortungsvollen Zentrierung, die MAX STIRNER im Visier hat. Durch dieses „Nadelöhr“ muss man durch, trotz der Gefahr, in ihm stecken zu bleiben.

Ich verwendet das Wort „*Nichts*“ in anderem Sinne als MAX STIRNER.

Wenn MAX STIRNER schreibt:

„Ich bin (nicht) Nichts im Sinne der Leerheit, sondern das schöpferische Nichts, das Nichts, aus welchem Ich selbst als Schöpfer Alles schaffe.“

dann würde dieser Gedanke in meiner Verwendung der Wörter „*Nichts*“ und „*Leere*“ so aussehen:

„Ich bin in meinem Innersten nicht „Leere“ im Sinne eines ‚Nichts‘, sondern die formlose ‚schöpferische Leere‘, die ‚Fülle‘, welche als Kraft Alles verbindet und erfüllt.“

Gedanklich bewege ich mich daher in einem anderen Modell²⁰, welches das **Dasein** (die ‚Fülle‘ als ‚formlose Leere‘) als einen Aspekt einer „*einigen Dreiheit*“ auffasst.

Denken und Handeln.“ Verlag Darmstädter Blätter 1967 und GÜNTHER SCHWARZ (Hrsg.): „*Wort und Wirklichkeit I – Beiträge zur Allgemeinen Semantik.*“ Darmstadt 1968 und GÜNTHER SCHWARZ (Hrsg.): „*Wort und Wirklichkeit II – Beiträge zur Allgemeinen Semantik.*“ Darmstadt 1974.

²⁰ zu meinem Denkmodell siehe: HORST TIWALD: „*Im Sport zur kreativen Lebendigkeit – Bewegung und Wissenschaft*“ Band 2 der „*Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e. V.*“ Hamburg 2002 ISBN 3-936212-01-5 und meinen Beitrag: „*Bewegung und Möglichkeit*“ in: FRANK NEULAND (Hg.) „*Bewegung und Möglichkeit – Akzente einer ganzheitlichen Bewegungswissenschaft*“ Band 1 der „*Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e. V.*“ Hamburg 2002 ISBN 3-936212-00-7.

Hier folge ich MEISTER ECKHART, der die DREIEINIGKEIT als Einheit von drei Positionen auffasste: mit ihm unterscheide ich in der Einheit die GOTTHEIT (BRAHMA, ‚Leere‘, Hl. GEIST), von GOTT (Natur, VATER) und dem „Fünklein“ (ATMAN, SOHN), das als das in **tätiger Freiheit** „gründlich“ Vereinende, d.h. als das ‚unmittelbar Vermittelnde‘ angesehen werden kann.

MAX STIRNER sieht dies anders. Ich kann ihn aber, ihn in seinem „gewagten“ Denken bewundernd, sehr gut nacherlebend verstehen und seine Gedanken in meinem Modell auch weiter differenzieren. In seiner Schrift „*Der Einzige und sein Eigentum*“²¹ schrieb MAX STIRNER in der Einleitung:

„Gott und die Menschheit haben ihre Sache auf Nichts gestellt, auf nichts als auf Sich.

*Stelle Ich denn meine Sache gleichfalls auf **Mich**, der Ich so gut wie Gott das Nichts von allem Andern, der Ich mein Alles, der Ich der Einzige bin.*

Hat Gott, hat die Menschheit, wie Ihr versichert, Gehalt genug in sich, um sich Alles in Allem zu sein; so spüre Ich, dass Ich über meine ‚Leerheit‘ keine Klage zu führen haben werde.

Ich bin [nicht] Nichts im Sinne der Leerheit, sondern das schöpferische Nichts, das Nichts, aus welchem Ich selbst als Schöpfer Alles schaffe.

Fort denn mit jeder Sache, die nicht ganz und gar Meine Sache ist!“

Verständlich, dass MAX STIRNER damit ins Fadenkreuz sowohl der THEOLOGISCHEN IDEALISTEN, die über Ideen „*bekennende Brücken*“ zur Gemeinschaft, zum „*Leib Christi*“ schlagen, als auch der MARXISTEN kam.

MARX und ENGELS, die ich ebenfalls sehr schätze, haben sich an ihm, ihn kritisierend, hochgezogen. Ganz geheuer war ENGELS sein Um-

²¹ MAX STIRNER: „*Der Einzige und sein Eigentum*“, Leipzig 1845, eig. Oktober 1844) (Reclam Taschenbuch 3057)

gang mit STIRNER aber anscheinend doch nicht, denn er schrieb, ohne zu sagen, dass er dies von STIRNER gelernt hat,

„dass wir erst eine Sache zu unserer eigenen, egoistischen Sache machen müssen, ehe wir etwas dafür tun können.“
(MEW, Ergänzungsband, Erster Teil, S. 563)

und auch LENIN konnte nicht umhin, STIRNERS Gedanken aufnehmend zu sagen

„natürlich aber von sich innerhalb ihrer gegebenen historischen Bedingungen und Verhältnisse, nicht vom ‚reinen‘ Individuum im Sinne der Ideologen“ (Werke, Bd. 31, S. 285)

MAX STIRNER schließt sein Buch mit dem Gedanken:

*„Das Ideal ‚der Mensch‘ ist **realisiert**, wenn die christliche Anschauung umschlägt in den Satz: ‚Ich, dieser Einzige, bin der Mensch‘,.*

Die Begriffsfrage: ‚was ist der Mensch?‘ – hat sich dann in die persönliche umgesetzt: ‚wer ist der Mensch?‘

Bei ‚was‘ sucht man den Begriff, um ihn zu realisieren; bei ‚wer‘ ist’s überhaupt keine Frage mehr, sondern die Antwort im Fragenden gleich persönlich vorhanden: die Frage beantwortet sich von selbst.“

„Eigner bin Ich meiner Gewalt, und Ich bin es dann, wenn Ich Mich als Einzigen weiß.

*Im **Einzigem** kehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird.*

Jedes höhere Wesen über Mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewusstseins.

Stell’ Ich auf Mich, dem Einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und Ich darf sagen:

Ich hab’ mein’ Sach’ auf Nichts gestellt.“

Das „schöpferische Nichts“ bezeichne ich, wie schon erwähnt, in meinem Gedanken-Modell entsprechend dessen buddhistischer Bedeutung mit dem Wort „Leere“.

Ich verwende die Wörter „Nichts“ und „Leere“ also genau umgekehrt wie STIRNER. Aber es wird bei STIRNER ohnehin klar, was er mit seinen Wörtern meint, so dass sich sein Zitat leicht in meine Sprache übersetzen lässt.

Der Gedanke von STIRNER:

„Fort denn mit jeder Sache, die nicht ganz und gar Meine Sache ist!“

verweist daher in meinen Augen auf keine Selbstsucht, sondern im Gegenteil. Es geht darum, das Gemeinsame nicht „*halbherzig zu fördern*“, sondern es zur „*eigenen Sache*“ zu machen.

Aus meiner Kindheit war mir in Erinnerung, dass es in der Bibel heiÙe: *"Liebe die Anderen **wie** Dich selbst!"*.

Ich hatte dies immer so aufgefasst, dass man **der Intensität nach** die „Anderen“ so stark lieben solle wie sich selbst, um einer egozentrischen Selbstliebe zu entgehen.

Ein paar Mal habe ich in den vergangenen Jahren das gleiche Zitat, aber mit den Worten *"Liebe die anderen **als** Dich selbst"* gelesen, zwar gestutzt, das Problem aber dann als ein grammatikalisches abgetan.

Kürzlich habe ich es wieder gelesen und meine Auffassung kippte.

Natürlich darf es im christlichen Sinne nicht *"wie"*, sondern es muss *"als"* heißen.

Im christlichen Sinne ist man ja in seinem innersten Kern in jenem die Menschheit und damit alle Anderen umfassenden "LEIB CHRISTI".

Man liebt daher aus christlicher Sicht nur dann in seinem innersten Kern sich selbst, wenn man in Nächstenliebe die Anderen, die Gemeinschaft, liebt, die eben der LEIB CHRISTI sind.

Man liebt die Anderen **als** sich selbst, weil man sie in Liebe eben konkret nur in sich selbst, nicht in der sinnlich vermit-

telten „Landkarte“, sondern in der „Landschaft“, in seinem alles verbindenden innersten Kern findet.

Hierher passt auch der Gedanke von SIGMUND FEUERABENDT²², der in einer einleitenden Abhandlung über Yoga schreibt:

„Schließlich möchte ich noch ein Wort erwähnen, welches zwar die meisten Christen ständig im Mund führen, ohne es aber ernst zu nehmen und zu ahnen, was sie da sagen. Ich meine das Wort ‚Barmherzigkeit‘.

Ich finde es im Vedischen als ‚brahma-carya‘ wieder.

Zerlegt ergibt es ‚Brahma‘ und ‚carya‘, wobei wiederum ‚Brahma‘ in ‚bar‘ und ‚man‘ zerfällt, d.h. in den Gebär-Geist oder den Schöpfergott; und ‚carya‘ ist die ‚Herzigkeit‘, lateinisch ‚cor‘ = ‚Herz‘.

Also ist ‚brahmacarya‘ einfach unsere Barmherzigkeit.“

Man muss also durch das „Nadelöhr“ der eigenen Person hindurch, um einen unmittelbaren Bezug zur Welt zu bekommen.

Die Vielfalt der so und anders seienden GÖTTER ist bloß ein Vorspiel des Religiösen, das über die Faszination die Aufmerksamkeit bindet und entweder über Demütigung, Furchteinflößung oder Glücksverheißung eine (oft unbewusst bleibende) letztlich doch egozentrische Beziehung aufbaut. Diese ist in der „Landkarte“ über Bilder und Wörter vermittelt.

Es ist deswegen ein Fortschritt hin zum Religiösen, wenn ANGELUS SILESIUS aufruft, statt den außen wirkenden GÖTTERN oder dem außen wirkenden umfassenden GANZEN, dem GOTT, anzuhängen, sein Suchen in sich selbst nach innen zu richten. Er schrieb²³ :

„Die Über-Gottheit.

²² vgl. SIGMUND FEUERABENDT: „Das Yoga Sutra – Die 196 Merksprüche des Ur-Yoga.“ München 1989. Seite 17. ISBN 3-442-10456-4.

²³ ANGELUS SILESIUS: „Cherubinischer Wandersmann“ Jena 1914. Nach den Zitaten ist die Nummer des Buches und die des „Sinn- und Schlussreimes“. in Klammer gesetzt. Der schlesische Mystiker ANGELUS SILESIUS lebte von 1624 bis 1677. Sein eigentlicher Name war JOHANN SCHEFFLER.

*Was man von Gott gesagt, das g'nüget mir noch nicht:
Die Übergottheit ist mein Leben und mein Licht." (I/15)*

„Der Himmel ist in dir.

*Halt an, wo läufst du hin, der Himmel ist in dir:
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für." (I/82)*

„In dir muss Gott geboren werden.

*Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren und
nicht in dir:*

Du bleibst ewiglich verloren." (I/61)

„Ich bin so breit als Gott.

*Ich bin so breit als Gott, nichts ist in aller Welt,
Das Mich (0 Wunderding) in sich umschlossen hält." (86)*

„Es liegt alles im Menschen.

Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas thun verlangen,

Weil du in dir hältst Gott und alle Ding umfassen." (I/88)

(I/88)

„Der Ein ist in dem Andern.

*Ich bin nicht außer Gott und Gott nicht außer mir,
Ich bin sein Glanz und Licht, und er ist meine Zier." (I/106)*

(I/106)

„Die Gottheit ist ein Nichts.

Die zarte Gottheit ist ein Nichts und Übernichts:

*Wer nichts in allem sieht, Mensch, glaube, dieser
sichts." (I/111)*

(I/111)

„Durch die Menschheit zu der Gottheit.

*Willst du den Perlenthau der edlen Gottheit fangen,
So musst du unverrückt an seiner Menschheit hangen." (I/121)*

(I/121)

Im letzten Spruch von ANGELUS SILESIIUS ist deutlich darauf hingewiesen, dass der egozentrische Weg der Selbsterlösung oder der einer weltflüchtigen Selbstbeglückung, wie sie in HINDUISTISCHEN RELIGIONEN und im HINAYANA-BUDDHISMUS als Irr-Weg nahe liegt, von der Gefahr begleitet ist, im „Nadelöhr“ stecken zu bleiben. Dies auf zweifache Weise:

- entweder wird die „Enge“ des Nadelöhrs, die isolierende Einkerkung und/oder schützende Panzerung, für einen habgierigen oder ängstlich verschreckten Egoismus prägend;
- oder man ignoriert, demütig Leid erdulnd, die tatsächliche „Enge“ und genießt ebenfalls selbstsüchtig den distanzierten Blick auf das Licht und die „Weite“ jenseits des Tunnel-Endes.

Im zweiten Fall wird der außen wirkende GOTT der Wirklichkeit bloß durch eine innen beglückende GOTTHEIT ersetzt. Der freie Blick auf die GOTTHEIT (von einer im „Nadelöhr“ noch gefangenen Position) ist dabei genau so „vor-läufig“ und meist auch „irr-läufig“ wie das über angsterzeugende oder glückverheißende Bilder vermittelte Wirken von GÖTTERN bzw. von GOTT.

Es geht daher nicht darum, den wirkenden GOTT durch eine innere Begegnung mit der form- und wirkungslosen GOTTHEIT, mit der Kraft-Fülle, zu ersetzen oder bloß, etwa durch Hinzuziehen östlicher Versenkungspraktiken, die vorangegangene Einseitigkeit zu ergänzen, sondern man muss durch das „Nadelöhr“ durch und **über den Durchgang wieder zur Welt kommen.**

Es geht dabei in einer Art Wieder- oder Neu-Geburt um einen neuen, d.h. „gründlichen“ Bezug zur Welt.

Es geht darum, tätige Barmherzigkeit, Mitleid und Nächstenliebe zu entfalten, wie es beim Paradigma-Wechsel vom HINAYANA ZUM MAHAYANA-BUDDHISMUS geschah, zu einer Zeit, in der sich das Wirken JESU vorbereitete.

Es geht also darum, dass die GOTTHEIT nicht nur ehrfürchtig und demütig bestaunt und als Glück egoistisch konsumiert wird, sondern darum, dass die GOTTHEIT „Tat-sächlich“ zur Welt kommt, eben im SOHN Fleisch wird, wie es der Grundgedanke der CHRISTLICHEN TRINITÄT ist.

Aber nicht in allen fernöstlichen Versenkungspraktiken geht es um ein weltflüchtiges Wegtreten. Zum Beispiel im ZEN-BUDDHISMUS ist dies gerade nicht der Fall.

Das sogenannte SATORI (das Befreiungs- bzw. Erleuchtungserlebnis im ZEN) ist **kein sakrales Hinaustreten** aus der Welt, sondern ein ganz **profanes Hineintreten** in die Welt. Es ist nicht ein Ergreifen eines formlosen *"Inhalts"* jenseits der Welt der *"Formen"*, sondern gerade umgekehrt:

Das SATORI ist das Ergreifen des formlosen *"Inhalts"* **in der "Form"**.

Es ist das Ergreifen der *"Freiheit"* **in der "Ordnung"** und das Erleben der Einheit von *"Ordnung"* und *"Freiheit"*²⁴. Im SATORI wird der Zustand der sog. *"Leere"* erreicht. Das Bewusstsein ist dann zwar **"leer"** an *"Formen"*, aber es ist eine **"Fülle"** **existentiellen Inhalts** erlebbar. Dieser Zustand ist Grundlage einer unmittelbaren **intuitiven** Beziehung zur Welt.

In diesem Sinne forderte daher DAISETZ TAITARO SUZUKI:

"Satori muss sich inmitten der Unterscheidung entfalten. Ebenso wie es Zeit und Raum und ihre Begrenzungen übersteigt, ist es auch in ihnen."

"Das Satori steht fest auf der absoluten Gegenwart erbaut, auf dem Ewigen Jetzt, in dem Zeit und Raum zusammengewachsen sind und sich doch zu unterscheiden beginnen."

"Satori wird erlangt, wenn die Ewigkeit in die Zeit eindringt oder in die Zeit eingreift."²⁵

Beim Erreichen des SATORI geht es um einen Durchbruch durch das „Nadelöhr“, das als „Nichts“ der Person die Grenzen setzt und sie

²⁴ Vgl. HORST TIWALD: *„Bewegen zum Selbst - Diesseits und jenseits des Gestaltkreises.“* Hamburg 1997, ISBN 3-9804972-3-2.

HORST TIWALD: *„Die Kunst des Machens oder der Mut zum Unvollkommenen - Die Theorie der Leistungsfelder und der Gestaltkreis im Bewegn lernen.“* Hamburg 1996, ISBN 3-9804972-2-4.

²⁵ DAISETZ TAITARO SUZUKI: *„Leben aus Zen.“* München-Planegg 1955.

beengt. Es gilt dabei, einerseits von diesem „scheinbar“ Halt gebenden Rahmen „loszulassen“, andererseits nicht am „erfüllenden“ Lichtblick der „Leere“ anzuhängen, sondern „erfüllt“ der konkreten Welt zu begegnen.

Der Orientalist FRIEDRICH RÜCKERT²⁶, der eine auch literarisch sehr eindrucksvolle Zusammenschau östlichen Gedankengutes gab, hat dies treffend ausgedrückt:

*„Die Götter lieb' ich nicht, die uns Sagen gaben,
Die bald zuviel ein Aug und bald zuwenig haben.*

*Die Gottheit lieb' ich, die mich unsichtbar umfließt,
Ein ew'ger Liebesblick der Schöpfung Blüt' erschließt.*

*Die Gottheit lieb' ich, die allgegenwärtig waltet,
Gestaltenlos, der Welt Gestalten umgestaltet.
Und nimmt sie selbst Gestalt, und es soll mir nicht graun,
So muss sie menschlich aus zwei Augen an mich schau.“*

Ich wollte mit dem bisher Gesagten deutlich machen:

- ein „vor-läufiger“ Weg kann auch ein „irr-läufiger“ werden;
- in jedem Weg, ob „noch vorläufig“ oder „schon irr-läufig“ steckt im komplementären Sinne²⁷ der jeweils andere Weg;

²⁶ FRIEDRICH RÜCKERT: *„Die Weisheit des Brahmanen – Ein Lehrgedicht“* Leipzig 1870⁷ FRIEDRICH RÜCKERT (1788-1866) war Professor für Orientalische Sprachen an der Universität Erlangen.

²⁷ Das Wort *„komplementär“* ist hier im Sinne von sich gegenseitig ergänzend gemeint. Das Ganze setzt sich zu einem Dualismus, zu einer gegensätzlichen Zweiheit, auseinander. Die so auseinandergesetzten Pole brauchen sich gegenseitig, obwohl sie einseitig erscheinen.

Für sich alleine betrachtet ist das jeweils Auseinandergesetzte nicht absolut einseitig. Es besitzt in sich selbst eine neue Komplementarität und setzt sich ebenfalls wieder komplementär auseinander.

- nie ist etwas schon endgültig gewonnen, aber auch nie endgültig verloren; in jedem „irr-läufigen“ Weg steckt auch ein erneut „vor-läufiger“ Weg;
- in jeder Gefahr stecken Chancen und in jeder Chance stecken Gefahren.

Es gibt aber beim Ändern des einen Weges zum anderen ganz wesentliche Unterschiede:

- der Wandel vom vor-läufigen Weg zum irr-läufigen erfolgt mehr oder weniger schleichend und unauffällig; man merkt kaum, dass er geschieht; unversehens hat sich das Blatt gewendet; diese Änderung ist fast evolutionär, sie ist rhythmisch intensivierend und fließend;
- ganz anders ist der Wechsel vom irr-läufigen Weg zum erneut vor-läufigen; dieses Ändern ist eruptiv, loslassend; es ist kreativ sprengend und revolutionär; aus den irr-läufigen Wegen gibt es keinen sanften Ausweg; hier ist eine „gewagte“ kreative Tat erforderlich, entweder im Tun und/oder im Loslassen.

Die Komplementarität kehrt auf allen Stufen, bzw. Ebenen des Auseinandersetzens wieder.

Das chinesische Symbol für die gegenseitige *"Verwindung"* von YIN und YANG (*"verwinden"* im doppelten Sinn: sowohl im Sinne von *"gegensinnig verdrehen"*, als auch im Sinne, wie man zum Beispiel *"ein Leid verwindet"*) bringt das gut zum Ausdruck. Das YIN hat das gegensätzliche YANG nicht *"überwunden"*, sondern bloß *"verwunden"*. Das YIN ist zwar souverän, aber es steckt in ihm das bloß *"verwundene"* YANG. Und umgekehrt.

Es gibt keine harte Grenze zwischen YIN und YANG. Deshalb kann weder das eine noch das andere *"definiert"*, d.h. begrenzt werden, ohne den immer wieder bloß *"verwundenen"* und deshalb zur Bewegung antreibenden Gegensatz, bzw. Widerspruch aufzuwerfen.

Vergleiche auch den Begriff *"Verwinden"* bei MARTIN HEIDEGGER, wie ihn GIANNI VATTIMO herausarbeitet.

GIANNI VATTIMO: *„Nihilismus und Postmoderne in der Philosophie“*. In WOLFGANG WELSCH (Hrsg): *„Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion.“* Weinheim 1988.

Einen besonderen Gewinn kann auch bringen das Studium der Schrift von ROMANO GUARDINI: *„Der Gegensatz. Versuch zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten.“* Mainz 1985 (Original 1925).

Vgl. auch HORST TIWALD: *„Yin und Yang. Zur Komplementarität des leiblichen Bewegens.“* Immenhausen bei Kassel 2000, ISBN 3-934575-10-2.

So berichten religiöse Menschen über ihr erlebtes Gott-Mensch-Verhältnis ganz unterschiedlich, je nach dem, auf welchem Weg sie sich befinden, bzw. ob sie sich im **Prozess** des Voranschreitens befinden oder sich in einen **Zustand** festgefahren haben und nicht loslassen können.

Steckt jemand im „Nadelöhr“, dann liegt ihm das „Nichts“ als beengende Grenze hautnah an. Sein Blick auf das Licht vor ihm hinter dem Tunnel-Ende erscheint ihm daher distanziert, fern, jenseitig und beglückend.

Sich selbst erlebt er dagegen als festgefahrenes und ver-sklavtes „Nichts“, das in Demut sich vom Licht durchfluten lässt. Dementsprechend fällt dann auch sein Gottesbild und seine Religion aus.

Schafft dagegen jemand das Loslassen von seiner Zentrierung auf sein im Nadelöhr „begrenztes“ Ich, dann ist auch die durch das Festhalten erlebbare Distanz weg. Es gerät alles in Bewegung. Sowohl das Durchfluten vom GRUNDE her als auch die begrenzende WELT erleben sich dann ganz anders. Das Gottesbild und die entsprechende Religion fallen dann ganz anders aus.

Wie dieses „vor-läufige“ Bild auch immer ausfällt, letztlich kommt es darauf an, dass man im Sinne des „*Erkenne Dich selbst!*“ sich selbst auch selbst **achtsam** erkennt.

Das heißt, dass man einerseits sich selbst zum **Objekt** seines Erkennens nimmt, es aber andererseits auch „wagen“ darf, dieses Erkennen **als Subjekt** auch selbst zu tun und sich nicht in seiner „Selbst-Beurteilung“ fremdes Wissen borgt und einredet.

Aber auch das selbst geleistete Selbst-Erkennen ist wiederum nur ein „vor-läufiger“ Weg.

Es kann einem auf diesem Weg aber klar und deutlich werden, dass das achtsame selbst-erkennende „Zur-Sprache-bringen“ des eigenen Erlebens zwar ein für den jeweils Einzelnen schwieriger,

aber für die Gesamtheit der Menschen ein zwar „vor-läufiger“ aber trotzdem unentbehrlicher Weg ist.

Alle Religionsstifter hatten deshalb Dreierlei getan:

- sie haben selbst ihr Erleben bzw. ihr Erlebtes **zur Sprache gebracht**;
- sie haben etwas **zur Sprache Gebrachtes mündlich oder schriftlich hinterlassen**;
- sie haben eine **Gemeinschaft** bewirkt, die **nach dem von ihnen zur Sprache Gebrachten „vor-läufig“ lebt** bzw. für die das „Zur-Sprache-Gebrachte“ als **Sprache** gleichsam das „Nervensystem“ ihres sozialen Organismus bildet.

Aus diesem Grunde ist es daher wichtig, die tradierten Wörter bzw. die Sprache durch achtsam konkretes Erleben immer wieder „*richtig zu stellen*“, d.h. **achtsam** mit erlebens-konkretem, klarem und deutlichem Sinn zu „**füllen**“.

Es geht daher darum, im Erleben immer wieder achtsam in jene „Ur-Sphäre“²⁸ des „Schauens der Praxis“ vorzudringen, in der es im janusköpfigen „Hier und Jetzt“²⁹ noch keine relativ „träge“, durch das

²⁸ Zum Begriff „*Ur-Sphäre*“ vgl. EUGEN HERRIGEL: „*Urstoff und Urform. Ein Beitrag zur philosophischen Strukturlehre.*“ Tübingen 1926. und EUGEN HERRIGEL: „*Die Metaphysische Form. Eine Auseinandersetzung mit Kant.*“ Tübingen 1929. Siehe auch: DAISETZ TEITARO SUZUKI: „*Wesen und Sinn des Buddhismus – Ur-Erfahrung und Ur-Wissen.*“ Freiburg- Basel-Wien 1993. ISBN 3-451-04920-1. Vergleiche auch den Begriff „*höchste Urteilskraft*“ bei NYOITI SAKURAZAWA (GEORGES OHSAWA): „*Die fernöstliche Philosophie im nuklearen Zeitalter.*“ Hamburg 1978 und GEORGES OHSAWA: „*Das Einzige Prinzip der Philosophie und der Wissenschaft des Fernen Ostens – Die Philosophie der Makrobiotik.*“ Holthausen/ü. Münster 1990. ISBN 3-924845-23-9 sowie GEORGES OHSAWA: „*Das Buch vom Judo.*“ Holthausen/ü. Münster 1988. ISBN 3-924845-12-3.

²⁹ Vgl. hierzu HORST TIWALD: „*Talent im ‚Hier und Jetzt‘ – Eine Zusammenschau von buddhistischen Sichtweisen mit abendländischem Denken mit dem Ziel, Gesichtspunkte östlicher und fernöstlicher Trainings-Praktiken in die Talententfaltung fördernd einzubringen.*“ Hamburg 2003, Band 11 der *Schriftenreihe des Instituts für bewegungswissenschaftliche Anthropologie e.V.* ISBN 393-6212-10-4.

„Nadelöhr“ beengte, Blick-Richtung gibt, welche die „spiegelartige“ **Achtsamkeit** und ihr allseitige Pulsieren einschränkt bzw. „richtet“. Wird dies nicht geleistet, dann „schleicht“ sich der „vor-läufige“ Weg bald in einen „irr-läufigen“ Weg hinein.

Dies hat FRIEDRICH NIETZSCHE³⁰ seinen ZARATHUSTRA sagen lassen:

„Also, durch viel Volk und vielerlei Städte langsam hindurchschreitend, ging Zarathustra auf Umwegen zurück zu seinem Gebirge und seiner Höhle.

Und siehe, dabei kam er unversehens auch an das Stadttor der großen Stadt: hier aber sprang ein schäumender Narr mit ausgebreiteten Händen auf ihn zu und trat ihm in den Weg.

Dies aber war derselbige Narr, welchen das Volk ‚den Affen Zarathustras‘ hieß: denn er hatte ihm etwas vom Satz und Fall der Rede abgemerkt und borgte wohl auch gerne vom Schatze seiner Weisheit.

Der Narr aber redete also zu Zarathustra:

‚O Zarathustra, hier ist die große Stadt: hier hast du nichts zu suchen und alles zu verlieren.

Warum wolltest du durch diesen Schlamm waten? Habe doch Mitleiden mit deinem Fuße! Speie lieber auf das Stadttor und - kehre um!

Hier ist die Hölle für Einsiedler-Gedanken: hier werden große Gedanken lebendig gesotten und klein gekocht.

Hier verwesen alle großen Gefühle: hier dürfen nur klapperdürre Gefühlchen klappern! ‘

Riechst du nicht schon die Schlachthäuser und Garküchen des Geistes?

Dampft nicht diese Stadt vom Dunst geschlachteten ‘Geistes?

Siehst du nicht die Seelen hängen wie schlaffe schmutzige Lumpen?- Und sie machen noch Zeitungen aus diesen Lumpen!

Hörst du nicht, wie der Geist hier zum Wortspiel wurde? Widriges Wort-Spülicht bricht er heraus! Und sie machen noch Zeitungen aus diesem Wort-

³⁰ FRIEDRICH NIETZSCHE lebte von 1844 bis 1900. Er veröffentlichte sein Werk „Also sprach Zarathustra“ in der Zeit von 1883 bis 1885 in vier Bänden.

Spülicht.

Sie hetzen einander und wissen nicht, wohin?

Sie erhitzen einander und wissen nicht, warum?

Sie klimpern mit ihrem Bleche, sie klingeln mit ihrem Golde.

Sie sind kalt und suchen sich Wärme bei gebrannten Wassern: sie sind erhitzt und suchen Kühlung bei gefrorenen Geistern; sie sind alle siech und süchtig an öffentlichen Meinungen.

Alle Lüste und Laster sind hier zu Hause; aber es gibt hier auch Tugendhafte, es gibt viel anstellige angestellte Tugend: -

Viel anstellige Tugend mit Schreibfingern und hartem Sitz- und Wartefleische, gesegnet mit kleinen Bruststernen und ausgestopften steißlosen Töchtern.

Es gibt hier auch viel Frömmigkeit und viel gläubige Speichel-Leckerei, Schmeichel-Bäckerei vor dem Gott der Heerscharen.

„Von oben“ her träufelt ja der Stern und der gnädige Speichel; nach oben hin sehnt sich jeder sterrenlose Busen.

Der Mond hat seinen Hof und der Hof hat seine Mondkälber: zu allem aber, was vom Hofe kommt, betet das Bettel-Volk und alle anstellige Bettel-Tugend.

„Ich diene, du dienst, wir dienen“ -. so betet alle anstellige Tugend hinauf zum Fürsten: dass der verdiente Stern sich endlich an den schmalen Busen hefte!

Aber der Mond dreht sich noch um alles Irdische: so dreht sich auch der Fürst noch um das Aller-Irdischste: - das aber ist das Gold der Krämer.

Der Gott der Heerscharen ist kein Gott der Goldbarren: der Fürst denkt, aber der Krämer - lenkt!

Bei allem, was licht und stark und gut in dir ist, O Zarathustra! Speie auf diese Stadt der Krämer und kehre um!

Hier fließt alles Blut faulicht und lauicht und schaumicht durch alle Adern: speie auf die große Stadt, welche der große Abraum ist, wo aller Abschaum zusammenschäumt!

Speie auf die Stadt der eingedrückten Seelen und schmalen Brüste, der spitzen Augen, der klebrigen Finger -

auf die Stadt der Aufdringlinge, der Unverschämten, der Schreib- und Schreihälsen, der überheizten Ehrgeizigen:

- wo alles Anbrüchige, Anrühige, Lüsterne, Düstere, Übermürbe, Geschwürige, Verschwörerische zusammenschwärt : -

- speie auf die große Stadt und kehre um!' -

Hier aber unterbrach Zarathustra den schäumenden Narren und hielt ihm den Mund zu.

„Höre endlich auf!“

rief Zarathustra,

„mich ekelt lange schon deiner Rede und deiner Art!

Warum wohntest du so lange am Sumpfe, dass du selber zum Frosch und zur Kröte werden musstest?

Fließt dir nicht selber nun ein faulichtes schaumichtes Sumpf-Blut durch die Adern, dass du also quaken und lästern lerntest?

Warum gingst du nicht in den Wald? Oder pflügtest die Erde? Ist das Meer nicht voll von grünen Eilanden?

Ich verachte dein Verachten; und wenn du mich warntest, - warum warntest du dich nicht selber?

Aus der Liebe allein soll mir mein Verachten und mein warnender Vogel auffliegen: aber nicht aus dem Sumpfe!

Man heißt dich meinen Affen, du schäumender Narr: aber ich heiße dich mein Grunze-Schwein, - durch Grunzen verdirbst du mir noch mein Lob der Narrheit.

*Was war es denn, was dich zuerst grunzen machte? Dass niemand dir genug **geschmeichelt** hat: - darum setztest du dich hin zu diesem Unrate, dass du Grund hättest viel zu grunzen,*

*- dass du Grund hättest zu vieler **Rache!** Rache nämlich, du eitler Narr, ist all dein Schäumen, ich erriet dich wohl!*

Aber dein Narren-Wort tut mir Schaden, selbst wo

*du Recht hast! Und wenn Zarathustras Wort sogar hundertmal Recht **hätte**: du würdest mit meinem Wort immer - Unrecht tun!*

Also sprach Zarathustra; und er blickte die große Stadt an, seufzte und schwieg lange. Endlich redete er also:

„Mich ekelt auch dieser großen Stadt und nicht nur dieses Narren. Hier und dort ist nichts zu bessern, nichts zu bösern.

Wehe dieser großen Stadt! - Und ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird!

Denn solche Feuersäulen müssen dem großen Mit-tage vorangehn. Doch dies hat seine Zeit und sein eigenes Schicksal!

Diese Lehre aber gebe ich dir, du Narr, zum Abschiede:

*wo man nicht mehr lieben kann, da soll man - **vo-rübergehn!**³¹*

Ganz ähnlich beschrieb das „Vorübergehen“ der bedeutendste deutsche Humanist ERASMUS VON ROTTERDAM³² bereits im Jahre 1509:

"Die Weisheit aber kann nur furchtsam und zaghaft machen; darum seht ihr auch, dass die Weisen sich stets mit Armut, Hunger und Wust herumplagen, dass sie verachtet, ruhmlos und angefeindet leben.

Die Toren hingegen haben Überfluss an Geld, sitzen am Steuer des Staates, kurz, blühen und gedeihen in allem."
(136)

"Je größere Stümper sie sind, desto hervorragendere Leistungen glauben sie zu bringen, desto lauter verkünden sie aller Orten ihr Lob.

Glaubet doch nicht, dass es diesen Hohlköpfen an Kohlköp-

³¹ FRIEDRICH NIETZSCHE: „Also sprach Zarathustra – Ein Buch für Alle und Keinen.“ III. Teil, Kapitel: „Vom Vorübergehen“.

³² ERASMUS DESIDERIUS genannt ERASMUS VON ROTTERDAM lebte von 1466 (1469?) bis 1536. Sein Buch: „Das Lob der Torheit“ erschien 1509. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Noch zu Lebzeiten des ERASMUS VON ROTTERDAM erschienen 27 Auflagen. Vgl. ERASMUS VON ROTTERDAM: „Das Lob der Torheit“, Stuttgart 1949. Die Zahlen in Klammern am Ende der Zitate beziehen sich auf die entsprechenden Seiten dieser Reclam-Ausgabe. (Reclam),

fen mangle, die ihre Ansichten billigen; die plumpeste Dummheit, die absurdeste Verkehrtheit findet auf Erden bekanntlich die meisten Bewunderer und Liebhaber, weil eben, wie ich euch schon gesagt, fast alle Menschen der Torheit huldigen.

Die Unwissenheit also hat zwei große Vorzüge:

- *einmal verträgt sie sich vollkommen mit der Eigenliebe,*
- *fürs zweite genießt sie die Bewunderung der Menge.*

Wem aber eine wahrhaft philosophische Bildung lieber ist,

- *der muss sie erstens um einen hohen Preis erkau-
fen,*
- *und dann bewirkt ein solches Wissen, dass alle Welt ihn meidet und er vor aller Welt flieht, bis er schließlich kaum noch jemanden findet, der seine Neigung zu teilen imstande wäre." (82-83)*

"Allein es gehört ja gar nicht zu meinem Thema, das Leben der Prälaten und Priester einer Prüfung zu unterziehen; sonst könnte es leicht den Anschein gewinnen, als wollte ich eine Satire schreiben und eine Lobrede halten, und als sei es meine Absicht, die guten Fürsten zu tadeln, indem ich die schlechten lobe.

Ich habe diesen Gegenstand nur mit wenigen Worten berührt, um klar dazulegen, dass kein Mensch glücklich zu leben vermag, wenn er nicht in meine heiligen Geheimnisse eingeweiht und meiner Gunst teilhaftig ist." (135)

Dies scheint mir zwar zutreffend zu sein, es klingt aber sehr pessimistisch. Deswegen einen etwas positiveren Schluss. Dieser soll zu den Gedanken des Begründers des „WIENER KREISES“, zu dem Philosophen MORITZ SCHLICK hinführen. Seine Gedanken schlagen wieder die Brücke zum „Wagnis“. MORITZ SCHLICK schrieb in einer Schrift aus seinem Nachlass³³:

³³ Aus: MORITZ VON SCHLICK: „Natur und Kultur,“ Wien 1952, Lizenzausgabe des ATLANTIS VERLAG Zürich in Vereinbarung mit dem HUMBOLDT VERLAG Wien, Sammlung „Die Universität“, Seite 46- 49.

„Geschichte ist ein notwendiges Übel.

Sie ist der Übergang aus einem Gleichgewichtszustand der Kultur in einen anderen, aus der instinktiven Vollkommenheit der Tiere in die vernünftige des freien Menschen.

Der geschichtliche Mensch ist eine Brücke.

Auf einer Brücke aber herrschen ganz andere Regeln als im freien Gelände. Sie hat Geländer, über die man nicht hinaus kann, ohne in die Tiefe zu stürzen; sie erlaubt kein Ausruhen, weil man sonst den Verkehr stocken macht, man ist eingeengt, daher unfrei;

*das Gelände aber ist **frei**. du kannst die Straße verlassen, wo du willst, und rasten, wo es dir gefällt. Du brauchst keine Regeln des Verkehrs zu verletzen und so durch die Erfüllung deiner Wünsche ändern lästig fallen, denn du kannst dem Verkehr und dem Treiben der anderen aus dem Wege gehen.*

Und nun, liebe Freunde, begeht Ihr alle den Fehler, Ihr Historiker und Politiker, die Regeln der Brücke für die Regeln des Lebens überhaupt zu halten.

Ihr dürft nicht sagen:

„Wir sind nun einmal auf der Brücke über dem Strom - was gehen uns die Länder zu beiden Seiten des Stromes an!“

Denn wie man die Vorgänge auf einem kleinen Teil der Erdoberfläche nicht verstehen kann, ohne zu wissen, dass unser Planet rund ist, ja wie man dazu sogar manches über die Sterne und den Bau des großen Weltalls wissen muss - so lassen sich auch die für die Regeln der Brücke nötigen Begriffe nur bilden, wenn man imstande ist, hinüberzublicken nach dem anderen Ufer. Wo keine Geschichte mehr sein wird.

Glaubt Ihr etwa, dass man auch drüben noch die Götzen verehrt, die Ihr als Heilige auf Eure Brücken aufstellt und denen Ihr so schöne Namen gegeben habt? Ehre, Freiheit und Größe!

*Es gibt nur **eine** Größe des Menschen: die **sittliche**.*

MORITZ SCHLICK (1882-1932) war Begründer des philosophischen "WIENER KREISES" (RUDOLF CARNAP, KURT GOEDEL, VIKTOR KRAFT, OTTO NEURATH, HANS REICHENBACH, FRIEDRICH WAISMANN u.a.).

MORITZ SCHLICK promovierte bei MAX PLANCK über ein Problem der Lichtreflexion und wurde danach als Professor für Naturphilosophie und Ethik - 1922 übernahm er in der Nachfolge von ERNST MACH und LUDWIG BOLTZMANN in Wien den Lehrstuhl für Philosophie der induktiven Wissenschaften.

Größe setzt nämlich voraus, dass man eine ungeheure **Verantwortung** auf sich nimmt, und das ist eine rein moralische Angelegenheit.

Denn wie könntest Du groß sein, ohne unablässig das Höchste zu wagen?

Auf Deinem Wege wird nämlich dann alles zum Wagnis, was dem alltäglichen Menschen ungefährlich ist, für Dich bedeutet das geringste Nachlassen den Sturz, Du kannst nicht gemächlich Deines Weges rollen, denn um zu **Deinem** Ziel zu gelangen, bedarfst Du so großer Kraft und Geschicklichkeit, dass die kleinste falsche Wendung des Steuers Dich für immer aus der Bahn wirft.

Prachtvoll sagt es KIERKEGAARD:

„Du bist in dem Grad ein bedeutender Mensch, dass auch das geringste Versehen gestraft wird, als wäre es das himmelschreiendste Verbrechen.

Dass es so streng zugeht, bedeutet, da Du ein äußerst wichtiger Mensch bist.“

Unsere **Freiheit** besteht darin, dass wir in allen wichtigen Lebenslagen **viele** Zielvorstellungen gegenwärtig haben, zwischen denen unsere Aufmerksamkeit hin und her wandert, so dass es nur von dem Gesetz unserer eigenen Persönlichkeit abhängt, für welche Handlung wir uns entscheiden.

Das Tier ist unfrei, weil es in jedem Augenblick fast immer auf **ein** Ziel allein beschränkt ist, und die verschiedenen zu gleicher Zeit möglichen Ziele sich nur wenig voneinander unterscheiden.

Echte Kultur macht uns freier und freier, weil sie unablässig neue Ziele erfindet und alle Möglichkeiten verfeinert, indem sie die Unterschiede zwischen ihnen vergrößert.

Der Machtstaat wirkt genau in der entgegengesetzten Richtung:

durch Suggestion (Propaganda) und unausgesetzte Drohungen hält er wenige bestimmte Vorstellungen im Vordergrund des Bewusstseins der Untertanen und schreckt die anderen von vornherein vom Eintritt zurück.

So wird der ‚einheitliche Volkswille‘ geschaffen.

Aber so etwas verdient nicht mehr den Namen "Wille".

Auch die wilde Natur ist frei in einem schönen Sinn, sie hat noch keine Sehnsucht zum Anderssein, kein Bewusstsein

ihrer Grenzen. Diese erwachen erst mit dem Beginn der Kultur; mit deren Vollendung aber wird die Freiheit einer höheren Stufe erreicht.

Mithin ist die ganze Kulturgeschichte und das heißt: die ganze Geschichte - Entwicklung von unbewusster zu bewusster Freiheit.

Also im Grunde ganz wie bei HEGEL, nur dass dieser auch nicht die schlichteste Wahrheit aussprechen konnte, ohne sie alsbald durch Verlegung ins Metaphysische zu entstellen.

Um die jammervollen politischen Kämpfe auf der kleinen Erde, den Übergang von einer Staatsform zur anderen zu verstehen und miss zu verstehen, musste er die Weltvernunft und den absoluten Geist bemühen.

Kulturentwicklung ist Entwicklung zur Freiheit. Ist es nicht sonderbar, dass meine Lehre hier der HEGELSCHEN zu begegnen scheint?

Nein, denn wer nicht ganz von allen Göttern verlassen ist, muss, wenn er die Geschichte betrachtet und über das Schicksal der Menschheit nachdenkt, deutlich sehen, dass alle historischen Bewegungen, alle Fortschritte der Naturbeherrschung, alle Entfaltungen geistigen Lebens dem ewigen unbändigen Durst nach Freiheit entspringen.

Vernunft ist Fähigkeit des Vorausschauens, des Erfassens von Möglichkeiten;

als vernünftiges Wesen sieht also der Mensch immer neue Horizonte vor sich und will weitere neue entdecken.

*Dazu muss er **frei** sein von allen Ketten, die ihn an seinen gegenwärtigen Zustand binden. Er will neue Glücksmöglichkeiten erproben; dazu muss er immer neue Mittel versuchen, und die Zahl der Mittel ist ein Maß seiner **Freiheit**.*"

Womit wir wieder bei BARUCH DE SPINOZA³⁴ angelangt sind, der im 5. Teil seiner „Ethica“ im Lehrsatz 39 schrieb:

„Wer einen Körper hat, der zu sehr vielen Dingen befähigt ist, der hat einen Geist, dessen größter Teil ewig ist.“

³⁴ BARUCH DE SPINOZA (1623-1677). Vgl. BENEDICTUS DE SPINOZA: „Die Ethik“, Stuttgart 1980. Seite 689, (Reclam) ISBN 3-15-000851-4

Das Unsichtbare sichtbar machen! Über Ur-Sache und Wandel

I.

In unserem abendländischen Denken bevorzugen wir das Bild, dass ein Ganzes aus dem „verbindenden Integrieren“ von „Teilen“ entstehe:

- wir sind auch vorwiegend der Meinung, dass immer, wenn etwas geschieht, dieses Geschehen einem „Plan“ folge;
- selbst bei einem „Begegnen mit einem Anderen“ meinen wir, dass alles, was dabei geschehe, im Einzelnen letztlich durch eine vorgegebene „Gesetzmäßigkeit“ fest geregelt werden würde;
- laufe im Begegnen dann trotzdem etwas „schief“, dann geschehe dies dann nicht deswegen, weil jeder der beiden Begegnenden sich selbst „nicht gesetzmäßig“ verhalten habe, sondern bloß, weil das „Zusammentreffen der Beiden“ nicht von vornherein gesetzmäßig festgelegt, also noch „frei“ wäre.

Im Fehlerhaften sind wir also mehr oder weniger gezwungen und auch bereit, „freie Spielräume“ anzunehmen, in denen Pannen geschehen können.

Das Gute rechnen wir dagegen all zu gerne nur dem Plan und der Gesetzmäßigkeit an.

Beim Integrieren von Teilen denken wir dann an ein entstehendes „System“, d.h. wir denken an etwas planvoll und/oder gesetzmäßig „Zusammengesetztes“.

Funktioniere dieses System, dann geschehe dies unserer Meinung nach vor allem deswegen, weil die Spielräume, in denen Pannen geschehen könnten, bestens geregelt und daher Freiheit und Zufall vorwiegend ausgeschlossen worden sei.

Als Vorbild folgen wir dabei jener „eigenen Erfahrung“, welche wir in unseren handwerklichen Tätigkeiten und in der Technik“ selbst gemacht haben. Dort haben wir nämlich (unsere planenden Gedanken ausführend) isolierte Teile „*koordiniert*“ und sie auf diese Weise zu einem „technisch funktionierenden Ganzen“ zusammengesetzt.

Insgeheim meinen wir dabei, dass letztlich alles einem vorge-dachten „geheimen Plan“ oder zumindest „ewigen Gesetzen“ folgen müsse. Es gehe daher letztlich darum, alles unter Kontrolle zu bekommen und Freiheit möglichst auszuschließen: sei dies in der Technik, im Lernen oder in der technokratischen Regelung der Gesellschaft.

Weniger nahe liegt uns dagegen das Bild:

- dass auch oft zuerst das „Ganze“ als eine „einfache Qualität“ sprungartig gegeben sei;
- dass dieses neue Ganze aber keinem Plan als seiner „Ursache“ folge;
- dass es vielmehr selbst die neue und freie „Ur-Sache“ sei, aus der etwas werden könne;
- dass diese neue „Ur-Sache“ sich erst zusehend ausgliedere und sich auf diese Weise dann selbst „*organisiere*“;
- wo also in dieser Organisation weiterhin auch „nicht-gesetz-mäßig eine neue Gesetzmäßigkeit entstehen kann“, welche aus den bereits vorhandenen Gesetzen gar nicht abzuleiten gewesen wäre.

In der Natur und insbesondere in unserer „Selbst-Natur“ (deren einziger Zeuge wir in unserer Inneren Empirie sind!) lassen sich solche Ereignisse nämlich sehr wohl gewahren.

Dieses Geschehen beachten und schätzen wir aber zu wenig. Und wenn wir es notgedrungen zur Kenntnis nehmen müssen, schieben wir dieses Geschehen dann „psychisch-abnormen Zuständen“ zu,

die sich mehr oder weniger als Pannen nur in der sog. Subjektivität des Menschen vorfinden würden.

Wenn wir uns nämlich vom „Organischen in der Natur“ ein Bild machen und dort das „Entwickeln“ beobachten, dann können wir es hier ebenfalls schwer lassen, unser „technisches Modell“ (bei dem immer der Plan, bzw. ein Gesetz vorher sein muss und dadurch das Werden des Werkstückes bestimmt) mitzudenken.

Wir können also schwer loslassen von unserem „vom Handwerk geprägten Weltbild“, in welchem der Mensch es ist, der vorauseilende „Ideen“ entwickelt, die bereits „vorgegebenen Gesetzen“ folgen.

Da es uns nämlich in vielen Praxis-Bereichen bereits möglich ist, ein gedankliches Vorbild sowohl „gesetzmäßig“ zu erstellen, als auch in die Praxis umzusetzen, verfestigt sich in uns die Meinung, dass dies überall so sein müsse.

Wir denken dann, dass in „jedem“ Werdenden der „Plan des Werdenden“ schon vorweg als Keim vorhanden sein müsse, und sich im Werden (dieses formend) allmählich konsequent „auswickle“ und „abwickle“.

In diesem „handwerks-orientierten Denk-Modell“ kann also letztlich gar nichts „Brauchbares“ entstehen, was nicht schon vorher im Werdenden angelegt ist, bzw. letztlich von einem „Weltgeist“, den wir dann konsequent annehmen müssen, vorgedacht wurde, ihm zumindest voraussehbar war.

Dieses Denken, das am „planvollen handwerklichen Handeln orientiert“ ist, nennt man „*Idealismus*“.

Das entsprechende Weltbild hat seinen Ursprung in der Selbsterfahrung des Menschen, der eben viele seiner Pläne verwirklichen kann.

Wird nun dieses Bild des menschlichen Handelns „spekulativ zum Welt-Ganzen empor gedacht“, dann braucht man in diesem Denk-Modell einen Gott, der dort **„dem Menschen ebenbildlich“** (stellvertretend für den Menschen „handelnd“) gedacht wird.

Dieser menschlich gedachte Gott muss dann „persönlich“ als handelnder Handwerker tätig werden, bzw. er muss dann als Erst-Ursache ursprünglich tätig geworden sein.

In diesem Gedanken-Modell muss dieser Gott als „Allwissender“ (unserer Logik nach) das „Abwickeln“ seines vorgeachten Planes dann auch verantworten.

Unser gedankliches Problem besteht dann darin, zu bestimmen, wer die unübersehbaren „Pannen in der Welt“ eigentlich zu verantworten habe.

Diese Pannen hat offensichtlich der „Allwissende“ gar nicht vorausgesehen. An seinem „All-Wissen“ wäre also der Logik nach zu zweifeln.

Wenn man nämlich an seinem „All-Wissen“ nicht zweifle, dann müsse man konsequent seine „All-Macht“ und seine „All-Güte“ in Frage stellen.

Will man dies nun auch nicht tun, dann bleibt in diesem Denk-Modell eben nur der „erbsündige“ Mensch als „Sünden-Bock“ übrig.

Das „Handwerker-Denken“ führt also zu einem Gottes-Begriff, der gerade an der „Logik des Handwerker-Denkens“ selbst zerbricht.

II.

Wenn man das „organische Werden der Natur“ durch die Brille dieses technischen „Handwerker-Denkens“ betrachtet, dann findet man das „technische Handwerker-Denkmodell“ scheinbar auch in der Natur bestätigt. Man findet zum Beispiel „Gene“, in denen praktisch der „Plan des Werdens“ als Information vorweg abgespeichert ist. Es sind dann die Gene, die das Werden des Lebendigen vorweg bestimmen und das „Entwickeln“ leiten.

Es lässt sich also sehr wohl auch im Organischen ein Zug des Technischen finden.

Dies verhält sich ganz ähnlich, wie im *Yin* das *Yang* und im *Yang* das *Yin* steckt.

Dies ist eine wichtige Erkenntnis!

Wenn man sich nun dazu verstehen kann, dass diese materialisierten, d.h. im Leben „verkörperten“ Pläne am Werden der Natur „mit-bestimmen“, dann kann dies durchaus ein brauchbares Denk-Modell ergeben.

Dieses Modell ist dann nämlich offen für die Frage, was sonst noch geschieht, damit auch Nicht-Vorhergesehenes oder Nicht-Vorausgedachtes, bzw. nicht aus der Erfahrung „gesetzmäßig Heraus-Denkbares“ als ebenfalls „zweckmäßig“ neu entstehen kann.

Es ist offensichtlich der Fall, wie es am Beispiel der Gene deutlich wurde, dass es „auch“ ein Zug der Natur ist, das, was bereits verwirklicht wurde, modellartig zu verkörpern und als Vergangenheit in sich aufzubewahren.

Es ist offensichtlich der Fall, dass die Natur in der Lage ist, in sich etwas symbolisch zu verkörpern und dadurch wiederzuspiegeln.

Es scheint auch so zu sein, dass alles Entstandene (und auch das symbolisch Aufbewahrte) mehr oder weniger danach streben, beständig zu sein, d.h. wieder zu kehren und sich in einer Beharrlichkeit selbst zu wiederholen. Ganz ähnlich, wie wir es aus dem Rhythmus kennen, der bestrebt ist, seine Form (als Plan) immer wieder zu erneuern.

Ob man dieses „Beharrungs-Streben“ als eine die „bewegte“ Vergangenheit bewahrende und wiederholende „Masse“, als eine „Trägheit“, als eine „Undurchdringlichkeit“, als eine „Beharrung“, als einen „Rhythmus“, als „Tradition“, als „Gesetz“, als „Gewohnheit“, als einen wirkenden „Plan“, als „Entelechie“ oder als „Gen“ usw. bezeichnet, das hängt vom Gebiet ab, das man jeweils betrachtet.

Mit diesem „Beharren-Wollen der Gestalt“ hängt auch zusammen, dass Bruchstücke unseres Wahrnehmens danach streben, sich „unserer Erfahrung gemäß“ zu einer „Gestalt“, d.h. zu einem „Ganzen“ zu vereinen, bzw. zu „ergänzen“.

Man könnte auch sagen:
das Entstandene möchte beharren, sich wiederholen und durch kombinierendes Variieren (Analyse und kombinierende Synthese) sich auch „gesetzmäßig“ vervielfältigen.

Auf diese Weise ist der Plan ein Werkzeug der Beständigkeit und des Variierens und Kombinierens der vorhandenen Erfahrung.

III.

Es gibt aber auch ein anderes Tun des Menschen, als das des „erfahrenen handwerklichen Handelns“. Dieses gewahren wir insbesondere in unserer Inneren Erfahrung.

Diese Tatsache legt ein Gegen-Modell nahe, ohne dabei aber das „Handwerks-Modell“ auszuschließen. Ganz ähnlich, wie *Yin* auch das *Yang* nicht ausschließt und umgekehrt.

Man könnte nämlich auch denken, dass ein Ganzes (ohne einen „Plan des Werdens“ in sich) selbst als Ur-Sprung vorweg sei und sich im „werdenden Differenzieren“ erst selbst schafft. So könnte auch etwas Neues entstehen, das nicht konsequent aus dem Vergangenen folgt, sondern auch gegen jede Erfahrung und Erwartung sprungartig „einfach“ entsteht und in sich weiter zerspringt.

Wo sich also gar nichts „*ent-wickelt*“, sondern sich als Bewegungen „*ein-wickelt*“ und „*sprungartig*“ (als Glied des neuen Ganzen oder als eigenes Ganzes) aus dem Ganzen herauspringt und sich verselbständigt.

Wodurch durch das spiraloge „Ein-Wickeln“ immer wieder neue Gravitations-Zentren, bzw. inerte Zentren geschaffen werden.

Diese neuen Zentren können mit dem Ganzen in innerer Verbindung bleiben oder auch zur Selbständigkeit abheben. Diese abgehobenen Ganzen stehen dann mit einem immer wieder anderem Umfeld in gestaltendem Wechselwirken.

IV.

Es ist nicht zu leugnen, dass unsere (sich immer erneuern und betätigen wollende) Erfahrung an unserem aktuellen Gewahren „konstruierend“ mitwirkt. Was und wie wir etwas wahrnehmen, das hängt ganz wesentlich auch von unserer Erfahrung ab. Aber dies ist nicht alles. Auch das Umfeld wirkt mit, und dies nicht nur mit schon da gewesenen Wirkungen. Im Begegnen werden auch neue Wirkungen geboren.

Im unmittelbaren Begegnen ist für den Erkennenden vorerst etwas „einfach da“. Zuerst ist der „Anlass des Aufmerkens“, später folgt dann erst das Gewahren, „was“ jenes war, das aufmerken ließ. Dies verhält sich sowohl im „vorwiegend mechanischen Begegnen“ als auch im „vorwiegend wahrnehmenden Begegnen“ auf diese Weise.

Ein „unmittelbares Begegnen“ in unserer Außenwelt sagt uns vorerst nur, dass „jetzt etwas da“ ist.

Es sagt uns nur den Zeitpunkt und den Ort, auf den wir hinschauen sollen, damit wir „etwas“ sehen.

Wer am Himmel auf die falsche Stelle schaut, der verpasst die Sternschnuppe genau so, wie der, welcher zu spät guckt.

V.

Das Erste, was einem im Gewahren begegnet, ist also das *Dasein*.

Mit den Wörtern „jetzt“ und „da“ markiert man dieses Gewahren.

Diese „Ur-Sache“ für das Aufmerken, die „da ist“, hat für mich daher vorerst nur *Dasein*.

Ganz ähnlich ist es, wenn am fernen Horizont für mich ein Schiff auftaucht. Aus dem einförmigen oder chaotischen Feld lokalisiert sich plötzlich „Etwas“, das sich erst im Näherkommen für mich immer mehr als Schiff zeigt.

Die *ur-sprüngliche* Qualität, die sich aus dem Umfeld als ein „selbständiges Ganzes“, als eine „Selbigkeit“ herauszieht, „ist“ vorerst noch ganz undifferenziert „da“.

Man gewahrt nur, dass etwas in einer Ganzheit, d.h. in einer dauernden „Selbigkeit“ da ist. Ganz ähnlich fällt einem im Herumdenken plötzlich etwas vorerst „unsagbar Ganzes“ ein, das im Verdeutlichen das „Selbe“ bleibt, das ich dann gedanklich umkreise.

Dieser „*Ein-Fall*“ ist also vorerst noch „*ganz formlos*“, aber mit „*intensiver Daseins-Fülle*“ plötzlich und „einfach“ da.

„*Das Herz ist voll*“ und man meint, dass auch „*der Mund*“, der dieses „spezifisch einfallende Dasein“ differenziert zur Sprache bringen soll, „*leicht übergehen*“ würde.

Auch beim Betrachten einer chaotisch anmutenden Fläche erscheint einem manchmal plötzlich „Etwas“, das sich dann in seiner „Selbigkeit“ zu einem Muster auseinanderzieht.

Dies sind gut bekannte Phänomene, die einen näher heranzuführen können an das, was als eine neu entstandene „einfache aber spezifische Qualität“ plötzlich „*einfach da ist*“.

Man kann nun ein Denk-Modell entwerfen, in welchem diese Phänomene nicht nur auf das „kreative Gewahren“ des Menschen, sondern auch auf das „objektive Werden“, d.h. auf den „objektiven Wandel in der Natur“ hinweisen.

Ein Ganzes ist dann:

- sowohl objektiv in der Natur,
- als auch im Gewahren subjektiv für mich,

vorerst nur eine da-seiende Qualität, eine urtümlich-spezifische Sache, eine „*Ur-Sache*“, die in sich immer wieder neue „*Ur-Sachen*“ gebärt und sich dadurch gliedert.

Ein „Ganzes“ ist hier als ein (spezifisch umfassendes) „*Ur-Phänomen*“:

- nicht nur „qualitativ“ mehr als die Summe aller in ihm werdenden Glieder,
- sondern es ist als ein Ganzes auch „quantitativ“ (zeitlich-räumlich) bereits vor und in seinen Gliedern.

Aus diesem Gedanken soll aber nur folgen, dass es „auch“ ein solches Geschehen gibt, nicht aber, dass es „nur“ solche Geschehen gibt.

VI.

In der äußeren Erfahrung führt das ur-sprüngliche Gewahren des Daseins zu einer ganzen einfachen aber spezifischen „*Soheit*“.

Unter dieser „*Soheit*“ ist eine „einfache Qualität“ zu verstehen, die innerhalb eines Spielraumes ihr Werden und ihren Wandel als „*Selbigkeit*“ überdauert.

Diese „*Soheit*“ bildet (für ihren Wandel) als „*Ur-Sache*“ ein quantitatives „Gravitations-Zentrum“, bzw. ein qualitativ „inertes Zentrum“. Im Gliedern des Ganzen werden Spielräume geschaffen und für das Bilden neuer Zentren genutzt.

Die *Ur-Sache* ist (als das Umfassende) allen seinen Gliedern (sie verbindend) „gemeinsam“.

Die *Ur-Sache* ist also qualitativ das jeweils aus dem Dasein geborene „erste Etwas“, das in sich Spielräume für weitere *Ur-Sachen* hat, die wiederum weitere Spielräume bilden, in denen ebenfalls qualitativer Wandel stattfinden und auch abgefangen werden kann.

Die *Ur-Sache* ist als inertes Zentrum „qualitativ“ das, was seinen Wandel innerhalb seines Spielraumes (Lebens) gefangen und gebunden hält. Die *Ur-Sache* ist das dem Wandel konkret „Gemeinsame“, sie ist das allen Änderungen innerhalb des Spielraumes „All-Gemeine“.

VII.

In der Inneren Erfahrung läuft der Weg des Gewahrens aber in die andere Richtung.

Er läuft nicht erkennend zum konkret gegliederten und abgestimmten „Seienden“, sondern zum qualitätslos „unendlichen Ewigen“, bzw. „ewig Unendlichen“ als „Sein“.

In der Erlebens-Tiefe gibt es letztlich kein „merkbares“ Hier und Jetzt als eine „*Ur-Sache*“, die sich auf den „quantitativen Skalen“ von Raum und Zeit lokalisieren ließe, sondern es gibt dort nur ein quantitäts- und qualitätsloses Dasein:

- in der äußeren Erfahrung ist also das „Dasein“ als raumzeitlich lokalisierbares „Etwas“ gegeben;
- in der inneren Erfahrung ist das „Dasein“ dagegen letztlich eine qualitäts- und quantitätslose Ewigkeit, die als „Existenz“ in mir „heraussteht“.

VIII.

In dieser beidseitigen Erfahrung gelangt man also zu zwei verschiedenen Begriffen von „*Dasein*“.

- In der äußeren Erfahrung ist für mich das *Dasein* (als das „*Seiende*“) in seinem konkreten Wandel da, hier bin „*Ich*“ ein „*Seiendes*“;
- in der inneren Erfahrung erlebt man dagegen sich „*Selbst*“ (in der Tiefe des Erlebens) als *Dasein* ganz lebendig-konkret vom „*Sein*“ erfüllt.

Mit diesem scheinbaren Differenz-Erleben von „Ruhem im ewigem Sein“ und „Wandeln im vergänglichen Seienden“ kann man nun unterschiedlich umgehen:

1. kann man es, wie soeben in diesem Text von mir getan, zur Sprache bringen und der Differenz die Namen „*Sein*“ und „*Seiendes*“ zuordnen, und verdeutlichen, dass die Innere Erfahrung im „Vertiefen des Erlebens“ einem anderen Weg folgt als die äußere Erfahrung beim „Erkennen der Welt“;
2. kann man auf das „Zur-Sprache-bringen“ verzichten, bzw. man kann von ihm loslassen und versuchen, sich mystisch-sprachlos im „*Sein*“ aufzulösen, d.h. sich von der Welt zu erlösen, um endgültig zu erlöschen oder nur vorübergehend „weggetretenes Glück“ zu konsumieren;
3. kann man versuchen, mit der erworbenen Fülle des „*Seins*“ wieder ins „*Seiende*“ einzutreten, um dann das seiende „Hier und Jetzt“ als vom alles umfassenden „*Sein*“ erfüllt zu erleben; um sich mit allen Dingen der Welt als Eins zu erleben und sich in jedem Ding oder Lebewesen wieder zu finden; in diesem glücklichen Dasein leuchtet dann ein, wenn jemand auf einen Stein zeigt und sagt: „*Das bist Du!*“ oder nach der Buddha-Natur gefragt, auf die Zypresse im Hof zeigt;
4. kann man auch versuchen, den Akzent vom „Glück konsumierenden Wahrnehmen und Erleben“ auf das „intuitive Handeln“ zu verlegen; man kann hier versuchen, seine innere Fülle des „*Seins*“ in sein handwerkliches, künstlerisches oder kämpferisches Tun kreativ einzubringen;
5. kann man aber auch versuchen, in seiner „*Seins-Fülle*“ auf das „Ganze des Seienden“ hinzuhören, sich vom Ganzen her einstellen zu lassen, und dann im freien zukunftsorientierten Handeln für den Wandel des Ganzen „Verantwortung“ mitzutragen.

IX.

Vor dem Hintergrund dieses Denk-Modells möchte ich nun versuchen, zum Verständnis dessen hinzuführen, was man als „*Stil*“ im Unterschied zur „*Technik*“ bzw. zur „*Form*“ bezeichnet.

Wir wollen uns nun vergegenwärtigen, dass die „*Ur-Sache*“ (die ursprüngliche Sache!) eine „einfache Qualität“ ist. Sie taucht im Gewahren plötzlich auf und ist als etwas vorerst undefinierbares einfach da. So gesehen hat sie für mich noch keine differenzierte Form.

Sie ist aber ein „Ganzes“ mit „Selbigkeit“.

Was dann später aus ihr wird, das beziehe ich daher auf die ursprünglich „einfache Qualität“.

Das, was wird, ist das „Selbe“ wie es vor ihrem „Wandel“ war, obwohl es nicht mehr das „Gleiche“ ist.

Eigentlich kann es ja gar nicht der ursprünglichen spezifischen „*Ur-Sache*“ „gleich“ sein, denn diese ist ja als eine „einfache Qualität „bloß da“ und ihrer Form nach noch ein „undefinierbares aber spezifisches Etwas“. Unsere Sinne könne uns als Form erst definierbare Etwas vermitteln.

Wir können also sagen, dass die spezifische „*Ur-Sache*“, obwohl sie den Wandel begleitend ständig da ist, für uns „unsichtbar“ ist.

Dies ist eigentlich nichts Außergewöhnliches, denn hinsichtlich der kausal gedachten Ursachen haben wir uns ja auch damit abgefunden, dass sie „konkret“, aber oft „unsichtbar“ sind.

Ja, unser „Körper-Schwerpunkt“, von dem sich unsere „Körper-Mitte“ durch Krümmen des Körpers so entfernen kann, dass der Körper-Schwerpunkt dann außerhalb des Körpers liegt, der ist ja ebenfalls äußerst konkret, aber keineswegs sichtbar.

Also ganz ähnlich unsichtbar können wir uns die „Ur-Sache“, die den Wandel begleitet, vorstellen.

Wir können sie nicht sehen, aber wir können sie mit unserer „Achtsamkeit“ in der Tiefe der konkreten Sache gewahren.

Wir brauchen also so etwas wie einen „Röntgen-Blick des Gewahrens“, um in die Tiefe der konkreten Sache zu „schauen“.

Die „Ur-Sache“, das „Ur-Phänomen“, bzw. die „Ur-Form“ ist im Wandel ganz konkret vorhanden.

Die Ur-Sache ist aber, wie schon ausgeführt, (einer differenzierten Form nach) unsichtbar.

Das „Ganze“ ist zwar achtsam zu gewahren, aber es ist „sinnlich“ unsichtbar, d.h. es ist eine „einfache Qualität“, die keine differenzierte Form hat. Das Ganze bietet aber in sich Spielraum für Formen.

Alles, was als Form erscheint, das ist daher nicht die „Ur-Sache“, sondern bloß eine deren „Wandlungen“, d.h. eine ihrer „Spielarten“.

Die „Ur-Sache“ gibt also Spielraum und bindet zugleich die Spielarten im Spielraum. Sie ist daher mehr als die Spielarten, sie liegt „nicht-erscheinend“ den Spielarten zu Grunde und kann nur in der Tiefe der „Erscheinung der Spielarten“ gewahrt werden.

Ein Bemühen mancher Kunst ist es, den Betrachter des Kunstwerkes über die „oberflächliche Erscheinung der Spielart“ den Blick in die „Tiefe der Ur-Sache dieser Spielart“ zu bahnen. Das Unsichtbare soll dadurch eben sichtbar gemacht werden.

X.

Der Dirigent WILHELM FURTWÄNGLER brachte diesen Gedanken, seiner eigenen inneren Empirie folgend, so zur Sprache:

„Jedes Kunstwerk hat zwei Aspekte:

- *einen der »Zeit«*
- *und einen der »Ewigkeit« zugewandten.*

Ebenso wie wir sagen können:

- *der Mensch sei in jedem Moment ein anderer, neuer, es sei Aufgabe des Künstlers, ihn in dieser seiner Veränderlichkeit, Abhängigkeit, in seiner Bedingtheit wiederzugeben;*
- *so können wir sagen, die menschliche Seele sei seit Urzeit dieselbe, der Künstler habe sie in ihrem ewiginnersten Sein, in ihrer Einzigkeit und Unzerstörbarkeit darzustellen.*

Und hier sehen wir von einer anderen Seite her noch einmal den Gegensatz zwischen Kunsthistoriker und Künstler:

- *Gegenstand des Historikers ist die Entwicklung der Kunst im Laufe der Zeiten,*
- *Gegenstand des Künstlers ist der sich selbst genügende Einzelfall.*

Für den Historiker sind die Erscheinungen nur insoweit von Bedeutung, als sie vergleichbar sind, für den Künstler, als sie unvergleichbar sind. .

- *Der Historiker stellt sich **über** die Dinge, zieht uns von uns selbst ab, bringt uns zu Betrachtung und Wissen. Seine letzte Absicht geht auf Beherrschung der Vielfalt der Erscheinungen.*
- *Der Künstler dagegen stellt uns - und zwar jeden Einzelnen von uns - dem Werk unmittelbar gegenüber, zwingt uns, sich ihm zu stellen, so wie er sich uns stellt; er will nicht Beherrschung, sondern Hingabe.*

Ist der Historiker der Mann des ordnenden Verstehens, so der Künstler der Mann der - Liebe."

Der Maler HENRI MATISSE drückte den selben Gedanken, in Hinblick auf einige Portraits, die ihm seiner Ansicht nach gelungen waren, so aus:

„In diesen Zeichnungen, scheint mir, ist meine ganze Einsicht in das Wesen der Zeichnung, die ich während vieler Jahre ständig vertiefte, enthalten.

Es ist die Erfahrung, dass weder ein genaues Abbilden der in der Natur vorgefundenen Formen noch ein geduldiges

Anhäufen scharf beobachteter Einzelheiten die Eigenart einer Zeichnung ausmachen, wohl aber das tiefe Gefühl, das der Künstler dem von ihm gewählten Objekt entgegenbringt, auf das er seine ganze Aufmerksamkeit richtet und in dessen Wesen er eingedrungen ist.

Zu dieser Einsicht bin ich auf Grund von Erfahrungen gekommen.

Ich habe, um ein Beispiel zu nehmen, die Blätter eines Feigenbaumes beobachtet und gesehen, dass jedes Blatt, obgleich es seine besondere Form hat, dennoch einer gemeinsamen Form teilhaftig ist; trotz des phantastischen Formenreichtums gaben sich diese Blätter unverwechselbar als Feigenblätter zu erkennen.

Das gleiche habe ich bei anderen Pflanzen, Früchten und Gemüsen beobachtet.

Es gibt somit eine innere, eingeborene Wahrheit, die in der äußeren Erfahrung eines Objektes enthalten ist und die in seiner Darstellung aus ihr herausprechen muss. Dies ist die einzige Wahrheit, die gilt. ...

Jede dieser Zeichnungen verdankt ihren Ursprung einer einmaligen Erfindung.

Der Künstler ist so weit in sein Objekt eingedrungen, dass er mit ihm eins wird; er hat sich selbst im Objekt gefunden, so dass seine Ansicht des Objektes zugleich eine Aussage über sein ureigenes Wesen ist. ...

Die innere Wahrheit offenbart sich in der Biagsamkeit der Linie, in der Freiheit, mit der sie sich den Anforderungen des Bildaufbaues unterzieht.³⁵

„Alles, was wir im täglichen Leben sehen, wird mehr oder weniger durch unsere erworbenen Gewohnheiten entstellt, und diese Tatsache ist in einer Zeit wie der unsrigen vielleicht in einer besonderen Weise spürbar, da wir vom Film, der Reklame und den Illustrierten Zeitschriften mit einer Flut vorgefertigter Bilder überschwemmt werden, die sich hinsichtlich der Vision ungefähr so verhalten wie ein Vorurteil zu seiner Erkenntnis.

Die zur Befreiung von diesen Bildfabrikaten nötige Anstrengung verlangt einen gewissen Mut, und dieser Mut ist für

³⁵HENRI MATISSE: „Genauigkeit ist nicht Wahrheit“ (1947). In: HENRI MATISSE: „Farbe und Gleichnis – Gesammelte Schriften“. Hamburg 1960, Fischer Bücherei S. 85-90.

den Künstler unentbehrlich, der alles so sehen muss, als ob er es zum erstenmal sähe.

Man muss zeitlebens so sehen können, wie man als Kind die Welt ansah, denn der Verlust dieses Sehvermögens bedeutet gleichzeitig den Verlust jedes originalen, das heißt persönlichen Ausdrucks. ...

Der erste Schritt zur Schöpfung besteht darin, jede Sache in ihrer Wahrheit zu sehen, und dies setzt eine stete Bemühung voraus.

Schöpfen heißt, das ausdrücken, was man in sich hat. Jede echte schöpferische Anstrengung spielt sich im Inneren ab. Aber auch das Gefühl will genährt werden, was mit Hilfe von Anschauungsobjekten, die der Außenwelt entnommen werden, geschieht.

Hier schiebt sich die Arbeit ein, durch die der Künstler die äußere Welt sich stufenweise angleicht und sich einverleibt, bis das Objekt, das er zeichnet, zu einem Bestandteil seiner selbst wird, bis er es in sich hat und als eigene Schöpfung auf die Leinwand werfen kann. ...

Das Kunstwerk ist also das Ergebnis eines langen Arbeitsprozesses.

Der Künstler schöpft alle Möglichkeiten der Außenwelt, die seine innere Vision stärken können, restlos aus, und zwar direkt, wenn das Objekt, das er zeichnet, in dem Bild als solches vorkommen soll, oder sonst durch Analogie.

Auf diese Art versetzt er sich in einen schöpferischen Zustand. Innerlich bereichert er sich mit Formen, denen er Meister wird, und die er eines Tages nach einem neuen Rhythmus anordnet.

Erst wenn er diesem Rhythmus Ausdruck gibt, ist der Künstler wahrhaft schöpferisch tätig; der Weg dahin führt aber nicht über ein Anhäufen von Details, sondern über deren Bereinigung.³⁶

Das „allen Feigenblättern Gemeine“ ist als die „Ur-Form“, bzw. als die „Ur-Sache“ der Feigenblätter das, was in jedem individuellen Feigenblatt steckt, was alle Feigenblätter im „Sosein“ zu einer Klasse verbindet und sie (im „Gelten“ des „Wertseins“) auch im konkre-

³⁶ HENRI MATISSE: „Man muss zeitlebens die Welt mit Kinderaugen sehen“ (1953). a.a.O. S. 113-117.

ten „Dasein“ so entstehen lässt. Dieses „Allgemeine“ erscheint aber als prägende „Ur-Sache“ selbst nie.

Diese Ur-Form ist aber im konkreten Ding zu durchschauen und im Kunstwerk als das eigentlich „Unsichtbare“ sichtbar zu machen. Das ist die Kunst der Kunst.

Die „spezifische Qualität“ (die „Ur-Form“, die „Ur-Sache“) des Feigenblattes hat als „Ganzheit“ noch kein differenziertes „Sosein“.

Sie ist eine undifferenzierte Ganzheit, die mit einem Blick als „Soheit“ geschaut wird.

Das „Ganze“ ist das allen seinen Glieder „Gemeine“, es ist als spezifische Qualität das „Allgemeine“, sozusagen die „verbindende Soheit aller seiner Glieder“, die jeweils als Spielarten ihr „eigenes Sosein“ erscheinen lassen.

Das Ganze ist auf diese Weise mehr und anders als die Summe seiner (als Teile aufgefassten) individuellen Glieder.

XI.

Ganz ähnliche Gedanken gibt es aus der fernöstlichen Kunst, wo geraten wird, immer wieder Bambus zu malen und selbst Bambus zu werden. Also zur unsichtbaren „Ur-Sache“ des Bambus vorzudringen und dann aus dieser „Ur-Form“ heraus selbst einen Bambus zu schöpfen und zu Papier zu bringen.

Zum Beispiel soll ein Portrait ja nicht nur einen aktuellen Zustand festhalten, sondern offen sein und irgendwie zeigen, zu welchem Wandel das Gesicht fähig ist, was ihm alles zuzutrauen ist.

Ganz ähnlich, wie in der Plastik nicht das Statische, sondern das Labile fasziniert, welches auf das weist, was noch unsichtbar ist, aber werden kann, und so den Blick vertieft.

Jede Schöpfung ist (hinsichtlich seiner konkreten und in ihr bleibenden „Ur-Sache“) als das erscheinend Besondere bloß eine Spielart.

Beim Malen des Bambus geht es daher darum, eine Spielart des Bambus zu Papier zu bringen, die es noch nie gegeben hat, also eine Wandlung der „Ur-Sache“ innerhalb ihres „Wesens“, d.h. innerhalb ihres spezifischen Spielraumes, innerhalb ihrer vom „Sein“ erfüllten „einfachen Qualität“, innerhalb ihrer „Soheit“.

XII.

Deswegen sind nicht die Kombinationen verschiedener Techniken oder Formen des *Taijiquan* bereits neue „Stile“. Ein Stil lebt auch nicht vom „Muster seiner Spielarten“, d.h. vom Repertoire seiner Bewegungen, sondern von seiner spezifischen „Ur-Sache“, von seiner „Ur-Form“, die allem Bewegen in diesem Stil zu Grunde liegt.

Das Bewegen im Stil versetzt einen in die Lage (der konkreten Situation entsprechend) innerhalb des „Spielraumes der Ur-Sache“ (des Stils) auch solche zweckmäßigen Bewegungen zu kreieren, die es noch nie gegeben hat.

Bewegen im Stil, d. h. das „In-Form-Sein“ bedeutet ein selbständiges „Auch-Machen“. Es bedeutet nicht ein „Nach-Machen von Spielarten“ des Stils.

XIII.

Wer in die Tiefe der Spielart zum jeweiligen Stil vordringt, der entdeckt, wie es „ist“, selbst vom Sein erfüllt zu sein.

- In dieser Fülle des umfassenden Seins wird dann dem Menschen ein fremder Stil, innerhalb dessen Spielraumes, zum eigenen Stil. Er wird Bambus!
- Oder umgekehrt: er entdeckt, dass der eigene Stil als das „Selbst“ sich zum Stil eines spezifischen Umganges mit der Welt weiten und „wandeln“ muss.

Im Grunde nutzt man dann zum Beispiel nicht den „Spielraum eines spezifischen Stils“ des *Taijiquan*, sondern den „Spielraum des eigenen Selbst“, der eigenen „Buddha-Natur“, des „weltumfassenden Seins“.

„Male Bambus, werde Bambus, dann ist kein Hauch mehr zwischen Deinem Geist und Deinem Tun!“

XIV.

Die „Ur-Sache“ ist daher, egal ob wir sie vorwiegend zeitlich oder vorwiegend räumlich betrachten, etwas, was nicht selbst erscheint. Sie liegt entweder quantitativ zeitlich vor der Erscheinung oder räumlich qualitativ in ihrer Tiefe. Sie ermöglicht und bindet das spezifische Geschehen. Sie leitet in sich den spezifischen Wandel in seiner Zweckmäßigkeit hinsichtlich des Wandels des Umfeldes.

Der Weg zum Einswerden mit der Umwelt führt sowohl im Gewahren als auch im Tun vom eigenen Selbst zur inneren „Ur-Sache“ des Begegnens, er führt in die Tiefe des spezifisch „Seienden“.

Der Weg in die Tiefe der Erscheinung führt über die eigene Tiefe, über den „Grund“ des Seins hin zum „Ganzen“ des Seienden, in dessen Spielräumen wir uns bewegen und begegnen.

Über den gründlichen Bezug zum Spielraum, zur „Freiheit“ des eigenen Selbst wird die Brücke vom eigenen „Können“ zum vom Ganzen her konkret eingestellten „Sollen“ objektiv geschlagen.

In diesem Spielraum wird mit subjektivem Augenmaß das objektiv Zweckmäßige kreativ zur Welt gebracht:

- wobei sowohl das subjektive Augenmaß vom eigenen „Können“, als auch vom objektiv „Machbaren“ abhängt,
- als auch das Zweckmäßige zwischen eigenem Nutzen und sinnvollem Zweck ausbalanciert wird.

Nicht alles, was ich könnte, ist in der konkreten Situation machbar, und nicht alles, was in der konkreten Situation machbar wäre, ist mir möglich.

Und nicht alles, was machbar und mir möglich ist, ist auch mir zum Nutzen. Aber auch nicht alles, was mir möglich und in der konkreten Situation machbar ist, ist dem Ganzen zum Nutzen.

Es geht daher darum, eine zweckmäßige und sowohl mich als auch das Ganze erhaltende Balance im Optimum zu finden.

Im kreativen Handeln werden dabei Spielräume genutzt und neue Spielräume entdeckt, bzw. durch das eigene Handeln (welches das Umfeld wandelt) auch geschaffen.

XV.

Beim Erlernen des *Taijiquan* geht es beim Üben der strengen äußeren Form einer Bewegung daher darum, zur tiefer liegenden Ursache des entsprechenden Stils vorzudringen. Dieser bietet für ein zweckmäßiges Begegnen mit der Umwelt einen spezifischen Spielraum.

Alle vorgemachten und nachzumachenden Formen sind bloß zweckmäßige Spielarten des Stils, über die man aber wie über eine Leiter zur Tiefe des Stils hinabgelangen kann.

Dies gelingt aber nur, wenn man die Spielarten nicht nur „nach zu machen“, sondern aus dem eigenen „Selbst“ heraus (aus der eigenen „Ur-Sache“, aus dem eigenen „Stil“ heraus) mit Achtsamkeit „auch zu machen“ sucht.

Auf diese Weise geraten dann, zum Beispiel im konkreten Kampf, die nachzumachenden Spielarten in „Vergessenheit“. Es erfolgt dann ein „Nicht-Tun“.

Aus dem im Grund (im „Sein“, im *Wuji*) verankerten eigenen Stil (*Taiji*) werden dann im zweckmäßigen Begegnen mit der Welt eigenen Spielarten des Bewegens kreiert.

Das Begegnen mit der Welt, sei dieses Begegnen im Kampf oder nicht, wird immer nur optimiert, wenn es gelingt, in den „tradierten Stilen“ seinen „eigenen Stil“ zu finden.

Es geht daher nicht um „Nachmachen der traditionellen Spielarten“ (Techniken, Formen), sondern um ein achtsames „Auch-Machen des kreativen Begegnens mit der Welt“. Sei dies innerhalb der Spielräume der tradierten Stile, oder durch begegnendes Ausleben und Erweitern des eigenen Stils, der kreativ neue Stile und entsprechende Spielarten des Begegnens mit der Welt (er)findet.

Die erscheinenden Techniken sind immer nur Spielarten eines Stils. Nur diese Spielarten können deutlich zur Sprache gebracht und auch technisch simuliert und nachgebaut werden.

Um die „Stile“ selbst kann man bestenfalls nur herumreden, und sie durch Hinweise auf Spielarten zu verdeutlichen suchen. Klar werden sie nur im achtsamen eigenen Handeln.

Die Technik ist ein der Natur abgelaushtes Nachmachen von verallgemeinerten Spielarten.

Die Natur selbst bedient sich, wie der Mensch, beider Wege:

- sowohl des Einbringens nachzumachender Erfahrung als Gewohnheitsbildung,
- als auch des kreativen Machens aus dem eigenen Stil heraus.

Die Natur belauscht sich selbst, dies vom Anfang an. Sie versucht auch das „Nach-Machen“ zu ihrem Vorteil zu nutzen.

Das „Auch-Machen“ darf aber trotzdem nicht vernachlässigt werden! Im Wandel entsteht nämlich Neues, für das auch neue Stile zu (er)finden sind.

XVI.

Wenn wir nach dem „*Taijiquan*“ fragen, dann müssen wir uns vorerst klar werden, ob wir dabei über „Stile“ reden, oder über „Zusammen-Setzungen von Spielarten“ zu sogenannten „Systemen“.

Nicht jede Komposition von verschiedenen Formen ergibt nämlich als ein zusammengesetztes System von Formen schon einen neuen „Stil“!

Ganz ähnlich ist es in der Kunst. Auch dort finden sich Künstler, die sich mit keinem eigenen Stil innerhalb eines Stils (der auch andere Künstler umfasst) bewegen,.

Viele (vielleicht zu viele?) machen nicht „auch“ einen Stil, sondern machen bloß eine vorgegebene Spielart in einigen Äußerlichkeiten „nach“.

Manche versuchen dabei sogar dadurch besonders originell zu sein, dass sie einige formale Äußerlichkeiten eigenwillig hinzufügen.

Oft entsteht aber auch innerhalb eines umfassenden Stils ein persönlich eigener Stil, der jenen umfassenden Stil zwar sprengt, dem aber doch noch viele Formen und Techniken des ursprünglichen Stils wie Eierschalen anhaften.

Jene (den tradierten Stil sprengenden) Künstler wirken aber wie „Eisbrecher“, in deren Fahrspur (in deren aufgebrochenem neuen Spielraum) dann andere Künstler relativ leichtes Spiel haben. Innerhalb des neuen Stils (innerhalb der aufgebrochenen Fahrrinne) können sie sich in ihrem eigenen Stil nämlich leichter ausbreiten und dadurch auch die noch anhaftenden alten Techniken und Formen überwinden und neue kreieren.

Diese kreativen „Windschatten-Fahrer“ (nicht moralisch gemeint!) gelten dann als die eigenen Begründer eines neuen Stils. Jene dagegen, die als eigentliche Eisbrecher wirkten, erwähnt man dann nur als heimatlose Vorläufer,

die man weder dem alten noch dem neuen Stil zuzuordnen gewillt ist.

Der Wandel im Kulturellem ist daher nicht so einfach zu erkennen, wie einem die professionellen Kulturhistoriker zu verstehen geben.

Liebe und Mut sind keine Leistungen!

Gedanken zur Apokalypse des Sports³⁷

Etwas Persönliches:

Meinen "Mut" mochte ich immer. Vor meiner "Feigheit" hatte ich "Angst". Dies führte dazu, dass ich die Feigheit anderer Menschen hasste. Die Feigheit anderer hätte mich aber eigentlich im Mitleid **betroffen** machen müssen, da ja auch ich unter meiner Feigheit litt.

Die "Angst vor meiner Feigheit" nährte und **vermehrte** meinen Mut. Das führte mich in die "Krise".³⁸ Auch meine Krise war für mich **Gefahr** und **Chance** zugleich.

Als Gefahr bedrohte sie mich, in den **Teufelskreis** eines arroganten und intoleranten "Mut-Kultes" mit selbstbestätigender "Mut-Lust" abzurutschen.

Dort hätte ich meinen Mut als Leistung verkannt und ihn dann nur **quantitativ aufgebläht**.

Die Chance dagegen bestand darin, über den durch die "Angst vor der Feigheit" genährten und verstärkten Mut überhaupt erst zu einer Leistung in der **konkreten** Praxis zu kommen.

Nur in der konkreten Praxis gelingt es nämlich, einen **Sinn** zu finden.

Erst die Praxis setzt auch das für das konkrete Leisten **angemessene** "Maß des Mutes".

Jede Leistung bedarf zwar des Mutes, der Mut selbst ist aber nicht die Leistung.

³⁷ Diesen Text habe ich aufgenommen in meine Publikation: Die Kunst des Machens oder der Mut zum Unvollkommenen. – Die Theorie der Leistungsfelder und der Gestaltkreis im Bewegenlernen". Hamburg 1996. ISBN 3-9804972-2-4. Edition Lietzberg.

³⁸ OTTO FRIEDRICH BOLLNOW: „*Existenzphilosophie und Pädagogik. Versuch über un stetige Formen der Erziehung*". Stuttgart 1959

Das Ausmaß des Mutes ist auch kein Kriterium für die Größe einer Leistung.

Es ist daher auch **keine** Leistung, den Mut **isoliert** vom praxisbezogenen Betroffensein zu vermehren.

"Mut zur Liebe" - "Liebe zum Mut":

In meiner Schrift **"Psycho-Training im Kampf- und Budo-Sport"**³⁹ habe ich den Zusammenhang von Mut und Liebe beschrieben. In einem Schaubild versuchte ich - einem Meditationsbild ähnlich - diesen Zusammenhang als Anregung zum selbständigen **"gedanklichen Jonglieren"** zu visualisieren. Obwohl es hier passen würde, kann ich - wegen des vorgegebenen Umfangs dieses Beitrages - darauf nicht näher eingehen.

Auch die Liebe darf nicht Selbstzweck sein:

Nun verhält es sich mit der "Liebe" ganz genauso wie mit dem "Mut". Auch sie ist keine Leistung.

Auch hier gibt es eine Angst vor der eigenen Einsamkeit, die als Lieblosigkeit bedrückt. Es gibt eine Angst davor, das unmittelbare und konkrete "Zusammengehörigkeits-Erleben", das die Liebe ausmacht, zu verlieren bzw. nicht zu finden.

Diese Angst nährt ebenfalls die eigene Liebe und führt dazu, dass diese Gefahr läuft, sich als **"gepflegter Selbstzweck"** quantitativ aufzublasen.

Auch hier beginnt man dann, die Lieblosigkeit der anderen arrogant zu hassen, statt selbst im Mitleid betroffen zu sein.

³⁹ HORST TIWALD: „*Psycho-Training im Kampf- und Budo-Sport. Zur theoretischen Grundlegung des Kampfsports aus der Sicht einer auf dem Zen-Buddhismus basierenden Bewegungs- und Trainingstheorie*“. Ahrensburg 1981

Das "Eins-Sein" mit dem Anderen muss ebenfalls **angemessen** sein!

Eine zu geringe und eine zu umfassende Liebe sind genau so unangebracht wie zu viel oder zu wenig Mut. Wo ist hier das Maß?

Die "Selbstliebe" ist sicher einfacherer Art als das räumliche und zeitliche "Aus-sich-Herausgehen". Sie ist leichter zu entfachen, als ein **kohärentes** "Eins-Sein" mit einem Mitmenschen, mit einem Lebewesen oder mit der dinglichen Natur zu finden. Je umfassender die Liebe, desto größer ist sie.

Es ist bewundernswert, wenn ein Mensch fähig ist, sich nicht nur mit sich selbst (mit seinem Körper) und etwa mit dem Nächsten, sondern mit dem Fernsten in einer "Kohärenz" zusammengehörig zu erleben.

Der deutsche Philosoph FRIEDRICH NIETZSCHE hat dies mahnend ausgedrückt. Er lässt seinen ZARATHUSTRA predigen, dass es letztlich nicht um die Nächstenliebe, sondern um die "**Fernsten-Liebe**" gehe:

*"Höher als die Liebe zum Nächsten steht die Liebe zum Fernsten und Künftigen; höher noch als die Liebe zum Menschen gilt mir die Liebe zu Sachen und Gespenstern."*⁴⁰

Diese Formulierung macht auch für uns Sinn, wenn wir heute zusehen müssen, wie **wir selbst** in unserer "**Wegwerfgesellschaft**" die Natur - die Grundlage des Lebens unserer fernen Nachkommen - lieblos zugrunde richten.

Wir sind **noch nicht** fähig, unsere Urenkel zu lieben!

⁴⁰ FRIEDRICH NIETZSCHE: „Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen“. (Kapitel: Die Reden Zarathustras: Von der Nächstenliebe)

Dieser Gedanke ist aber schon sehr alt. Auch JESUS sprach ihn in der *Bergpredigt* aus, als er die Liebe zu den Feinden predigte:

*"Wie könnt ihr von Gott eine Belohnung erwarten, wenn ihr nur die liebt, die euch auch lieben? Das bringen sogar die gewissenlosesten Menschen fertig. Was ist denn schon Besonderes daran, wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid? Das tun auch die, die Gott nicht kennen."*⁴¹

Diesen Grundgedanken muss man vor Augen haben, um das ebenfalls im MATTHÄUS-EVANGELIUM überlieferte Jesuswort über den Frieden zu verstehen:

*"Glaubt nicht, dass ich gekommen bin, Frieden in die Welt zu bringen. Nein, ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern Streit. Ich bin gekommen, um die Söhne mit ihren Vätern zu entzweien, die Töchter mit ihren Müttern und die Schwiegertöchter mit ihren Schwiegermüttern. Die nächsten Verwandten werden zu Feinden werden. Wer seinen Vater oder seine Mutter mehr liebt als mich, den kann ich nicht brauchen. Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mit mir kommt, den kann ich nicht brauchen. Wer sein Leben festhalten will, der wird es verlieren. Wer es aber um meinetwillen verliert, der wird es neu geschenkt bekommen."*⁴²

Aber trotz dieser angeklagten Lieblosigkeit ist die Liebe keine Leistung!

Es wäre genau so verkehrt, die Liebe als Selbstzweck zu üben und sie losgelöst vom **Betroffensein** durch die konkrete Praxis nur in einem isolierten "Hier und Jetzt" quantitativ zu erweitern, wie es verkehrt ist, den Mut als Selbstzweck zu üben und zu vergrößern.

⁴¹ MATTHÄUS 5. Aus: „Die Gute Nachricht nach Matthäus in heutigem Deutsch herausgegeben von den Bibelgesellschaften und Bibelwerken im deutschsprachigen Raum“. Stuttgart 1979

⁴² MATTHÄUS 10. Aus: „Die Gute Nachricht nach Matthäus in heutigem Deutsch herausgegeben von den Bibelgesellschaften und Bibelwerken im deutschsprachigen Raum“. Stuttgart 1979

Die Gerechtigkeit muss der Praxis gerecht werden:

Man braucht **angemessenen** Mut und **angemessene** Liebe, um eine **bestimmte** Leistung zu vollbringen. Ein Mehr oder ein Weniger wäre verkehrt.

Mut und Liebe haben losgelöst vom jeweiligen "Maß der Praxis", das sich im Betroffensein mitteilt, überhaupt keinen Wert.

Die Einheit von Mut und Liebe ist aber das höchste Gut, das wir haben.

Gerade deswegen dürfen wir dieses nicht aus der Praxis heraus und egoistisch an uns reißen.

Nur im Maß haben Mut und Liebe ihren Sinn. Das Maß des Mutes und das der Liebe kommen im **raum- und zeitüberbrückenden** "Hier und Jetzt" direkt aus der konkreten Praxis. Sie sind nur erfahrbar in einer "Kohärenz", wie es VIKTOR VON WEIZSÄCKER ausdrückte, von der unser "**Umgang**" mit den Menschen und mit der Natur getragen sein sollte.

Das Maß des "Eins-Werdens" kommt aus der konkreten Praxis, aus dem "Hier und Jetzt".

Was zählt das meditativ trainierte umfassendste "Eins-Werden" im "Glashaus" bzw. im "Treibhaus" des isolierten Bewusstseins, wenn eine ganz einfache Liebe zum hilfesuchenden Nächsten im "Hier und Jetzt" deutlich "angesagt ist"?

Aber auch das Umgekehrte kann "notwendend" sein, wenn zum Beispiel das Opfern des Nächsten, ja sogar des eigenen Lebens gefordert ist und einen deshalb betrifft, weil es einer Situation entspricht, in der ein **umfassenderes** "Zusammengehörigkeits-Erleben" aus der konkreten Praxis "**ruft**" und Betroffenheit weckt.

Ich meine hier nicht nur **revolutionäre Freiheitskämpfe**, sondern auch Situationen, in denen man fleht, "**dass dieser Kelch an einem vorübergehe**".

Mut und Liebe entstehen aus der Praxis und bekommen aus ihr das rechte Maß. Es geht also darum, ein "**antenniges**"⁴³ Verhalten zu entwickeln, um in der Praxis auf die Natur "**hinhören**" zu können. Schon der griechische Philosoph HERAKLIT, ein Zeitgenosse BUDDHAS, soll vor 2500 Jahren gesagt haben:

*"Klugsein ist die größte Vollkommenheit, und die Weisheit besteht darin, die Wahrheit zu sagen und zu handeln nach der Natur, auf sie hinhörend."*⁴⁴

Entfremdung und Perversion der Leistung:

Wenn man diese Gedanken einigermaßen akzeptieren kann, dann müsste einem eigentlich der "Leistungsbegriff" unseres Sports verdächtig erscheinen. Dieser ist geprägt vom **quantitativen Mehr** des Erfolges.

Der Schritt vom Erfolg - zum Beispiel vom Messen der Zeit in einem alpinen Ski-Abfahrtslauf - hin zum registrieren des Mutes, der als **Einsatz** für diesen Erfolg erforderlich ist, liegt sehr nahe.

Dadurch wird der Mut zur "Leistung" erhoben und es geht dann sehr schnell nicht mehr um ein quantitatives "**Schneller-höher-weiter**", sondern um ein quantitatives "**Riskanter**".

In diesem Sport steht dann bald nicht mehr das vergleichende Messen im Vordergrund, es wird vielmehr immer stärker von dem "**mediengerechten**" Streben dominiert, das sportlich zu lösende Problem so zu verändern, dass immer mehr Mut für dessen Lösung **eingesetzt** werden muss.

⁴³ HEINRICH JACOBY (Hrsg. SOPHIE LUDWIG): „Jenseits von 'Begabt' und 'Unbegabt' - Zweckmäßige Fragestellung und zweckmäßiges Verhalten - Schlüssel für die Entfaltung des Menschen". Hamburg 1994

⁴⁴ HERAKLIT. zitiert in: AUGUST BIER: „Die Seele". München/Berlin 1942

Dieser Verfall wird nicht nur vorangetrieben durch den Drang der Menschen, mit ihrem eigenen Mut, der durch die "Angst vor der Feigheit" genährt wird, sich immer wieder in riskanten Situationen selbst **beweisen** zu müssen.

Es kommt vielmehr **von außen** noch eine weitere und **entscheidende** "Kraft" hinzu.

Auch beim Zuschauer führt die eigene "Angst vor der Feigheit" nicht nur dazu, die Feigheit anderer zu hassen, sondern auch zur "Sucht", sich beim Zuschauen in einer traumhaften Identifikation in den **maßlosen** Mut **anderer** hineinzusteigern.

Die Zunahme der Feigheit bzw. der "Angst vor der Feigheit" in unserer Gesellschaft, die auch politisch bedrohlich das Zunehmen des "**konsumfixierten**" Mitläufertums nährt, verwandelt so den Mut in eine Leistung, die sich am quantitativen Mehr des Erfolges bzw. des hierfür erforderlichen Einsatzes mißt.

Diese "Mut-Leistung" spiegelt sich heute nicht nur in dem Bedürfnis nach dem "**Flow-Erlebnis**" des Risikos, sondern auch in der aggressiven Brutalität wider.

Immer mehr prägen diese "künstlich" erzeugten Bedürfnisse den "**Zuschauer-Druck**", der sich über die berühmten "**Einschaltquoten**" kommerziell auswirkt. Die Vermarktung dieser konsumorientierten "**Zuschauer-Medien-Partnerschaft**" wird unseren Sport immer mehr verändern.

Seine erste Entfremdung erlitt der Sport allerdings bereits durch seinen Leistungsbegriff des "Höher-weiter-schneller-usw.", der sich schon früh als Grundlage für **Wett-Geschäfte** "bewährte".

Die hier beschriebene zweite Stufe der Entfremdung und der Perversion des Sports ist nur die "logische" Konsequenz unseres Medienzeitalters.

So haben wir heute den Verlust des Maßes für Mut und Liebe, den Verlust des **praxisorientierten "Augenmaßes"** zu beklagen:

- auf der einen Seite hält man den Mut für eine Leistung, was zur Perversion des riskanten und/oder brutalen Machens führt;
- auf der anderen Seite hält man die Liebe für eine Leistung und gelangt dadurch zur Perversion des aufgeblasenen und egozentrischen "Selbst-Erlebnis-Kultes";
- beide Aspekte polarisieren sich immer mehr; sie prägen unser heutiges Konsumverhalten;
- zunehmend werden sie profitorientiert vermarktet, was sie in einem **Teufelskreis** rückwirkend immer mehr verstärkt.

Der "andere" Leistungsbegriff:

Unser derzeitiger Leistungsbegriff im Sport ist meist **eindimensional**, bestenfalls zweidimensional. Es wird ein **quantitatives Mehr** in **einer** Dimension, zum Beispiel Höhe, Weite, Schnelligkeit, Schönheit oder Schwierigkeit, angepeilt. Beim Skispringen werden zum Beispiel zwei Dimensionen miteinander kombiniert: die Weite und die Haltung.

Im **"anderen"** Leistungsbegriff, in dem sich fernöstliche Weisheit findet, geht es dagegen darum, die **Einschränkungen** des Weges zu einem bestimmten Ziel zu beseitigen: also eingeschliffene Gewohnheiten aufzubrechen und zu "befreien". Es geht um **praxisbezogene** Beweglichkeit und Kreativität.

Dies ist genau der Gedanke des "Leistungsprinzips", den VIKTOR VON WEIZSÄCKER seiner Bewegungsforschung bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert zugrundegelegt hatte.

Eine "Leistung" war für VIKTOR VON WEIZSÄCKER das **Erreichen eines Zieles auf mehreren Wegen**.

Eine größere Leistung ist daher nicht, zum Beispiel ein bestimmtes Ziel schneller zu erreichen, sondern die Fähigkeit, dies auf ver-

schiedenen Wegen tun zu können. Dies war für ihn überhaupt die Art und Weise, wie das Bewegen von Lebewesen **wirklich** organisiert ist.

Für VIKTOR VON WEIZSÄCKER war das Bewegen als eine Leistung **vom Ziel her definiert**.

Das **konkrete** äußere Ziel in der Umwelt **bindet** und **reguliert** unmittelbar das Bewegen.

Die Bewegungen sind "Frage-Antwort-Einheiten". Sie sind **sinnorientiert**.

Er vertrat in seiner "Theorie des Gestaltkreises" die Ansicht, dass die Umwelt, in der das objektive Bewegungsziel subjektiv **auseinandergesetzt** wird, einen unmittelbar gestaltenden Einfluss besitze. Er sah auch, dass der Mensch mit der Umwelt eine ursprüngliche und reale Einheit bildet. Ziel und Weg waren für ihn im Ursprung des Bewegens eins. Dieses "Eins-sein" beschrieb er als ein intensives "Ur-Erlebnis".

Dieses **vor-sinnliche** bzw. **un-sinnliche** "Eins-sein" nannte VIKTOR VON WEIZSÄCKER die "**Kohärenz**".

Es ging ihm dabei um die Frage, wie - **vor** jedem sinnlich vermittelten "So-Sein" des Zieles und des Weges - eine **vor-sinnliche** Einheit im Erleben gegeben ist. Wie also im Wahrnehmen/Bewegen das "Da-Sein" das "So-Sein" **begründet**, wie die "Existenz" der "Essenz" vorangeht. Er sah sich hier einig mit dem französischen Philosophen JEAN-PAUL SARTRE.⁴⁵

Nun doch noch etwas über den "Mut zur Liebe":

⁴⁵ VIKTOR VON WEIZSÄCKER: „Jean-Paul Satres ‚Sein und Nichts‘“. Aufsatz in der Zeitschrift "Die Umschau" 1948. In: VIKTOR VON WEIZSÄCKER. „Diesseits und Jenseits der Medizin“. Stuttgart 1950

Mancher meint, dass es ihm bei einer bestimmten "Tat" an Mut fehle. Um sich auf sie vorzubereiten, versucht er sich daher im Mut zu üben.

Meist fehlt es ihm aber an der Liebe zu dieser Tat. Eine fehlende Liebe lässt sich nicht durch mehr Mut ersetzen.

Ein anderer wiederum meint, es fehle ihm an Liebe zu einer Tat. Um sich vorzubereiten, versucht er nun seine "**Liebesfähigkeit**" zu entfalten.

Meist fehlt es ihm aber an Mut zu dieser Tat. Ein fehlender Mut lässt sich nicht durch mehr Liebe ersetzen.

Ein anderer wiederum hat gemerkt, dass Liebe und Mut sich deshalb nicht gegenseitig ersetzen können, weil sie **nicht** zwei verschiedene "Dinge" sind.

Der Mut ist so etwas wie die "**Kraft**" der Liebe, und die Liebe so etwas wie die "**Richtung**" des Mutes.

Für die Tat müssen also vorerst die sich gegenseitig **entfremdeten** "Mut" und "Liebe" erst wieder zusammenkommen.

Es muss so etwas **erlebbar** werden, wie ein "**Mut zur Liebe**" und eine "**Liebe zum Mut**".

Dieses Zusammenbringen von Mut und Liebe kann man sich wiederum nicht erdenken oder ermeditieren.

Die **Einheit** von Mut und Liebe ist ebenfalls ein Geschenk der Praxis.

Man bekommt dieses aber nur, wenn man das eigene **Betroffensein** in einer "**Liebe zum Ideal**" auch zulässt und sich dann mit einem "**Mut zum unvollkommenen Tun**" der Praxis auch wirklich stellt.

Über das verallgemeinernde „man“.

I.

Warum wehren wir uns so vehement dagegen, wenn jemand „man“ sagt, oder wenn er zum Beispiel verallgemeinernd von „den“ Deutschen oder „den“ Ausländern spricht?

Warum erscheint es uns unzulässig, etwas auf diese Weise zu sagen?

Schnell haben wir das Argument zur Hand, dass das, was jemand über „die“ Deutschen sage, doch nicht auf „jeden“ Deutschen zutreffe.

So etwas zu sagen, sei daher „unwissenschaftlich“.

Ist es aber „wissenschaftlich“, wenn man zum Beispiel, um für eine Gruppe von Menschen Hüte auszusuchen, den Kopfumfang jedes einzelnen Menschen einer sog. „Stichprobe“ möglichst „exakt“ misst, und dann als „Mittel-Wert“ einen bestimmten Kopfumfang errechnet, der unter Umständen auf keinen einzigen Kopf dieser Gruppe von Menschen passt?

II.

Legen wir den nun folgenden Gedanken das Denk-Modell der „Lehre vom Gegensatz“ von ADAM MÜLLER zugrunde.

ADAM MÜLLER unterschied zwischen dem „Begriff“ und der „Idee“.

Beides bezog sich für ihn aber auf etwas „Reales“:

- der „Begriff“ sei aber, wie eine Extrem-Position, „statisch“;
- während die „Idee“, als konkrete „Bewegung“ zwischen und über „Gegensätzen“, dagegen „dynamisch“ sei.

Die „Idee“ bewege sich im erscheinenden Gegensatz ganz konkret „zwischen“ und verbindend „über“ den durch „Begriffe“ markierten Polen.

Was wir „begreifen“ und symbolisch „benennen“, das wären dagegen immer wieder nur festgehaltene Zustände, die im „Verstehen“ erst wieder in „Bewegung“ gebracht werden müssten.

Dieses Gegensatz-Verhältnis spiegle sich aber nicht nur in unserem Bewusstsein „begrifflich“ wider, sondern es sei ganz „konkret real“.

- Der „Mensch“ sei zum Beispiel vorerst nur in seinen gegensätzlichen Polen „gegeben“ und zu „begreifen“: eben als „Mann“ und „Frau“ (als *Yang* und *Yin*).

Weder der „begreifbare Mann“ noch die „begreifbare Frau“ sei aber der „Mensch“.

Der „Mensch“ liege vielmehr in der „vereinenden und auseinandersetzen- den Bewegung“ zwischen und über den beiden.

Die Idee „Mensch“ sei also:

- weder durch den Begriff „Mann“;
- noch durch den Begriff „Frau“ gegeben,
- sondern nur in der vereinenden und auseinandersetzen- den „Bewegung der Menschen“ (Männer und Frauen) miteinander.

Weder der Begriff „Mensch“, noch die Idee „Mensch“ sei daher dadurch zu gewinnen, dass man „die“ Männer und „die“ Frauen betrachtet und dann aus ihnen „das ihnen Gemeinsame“ begrifflich herausfiltert.

Zur Idee „Mensch“, die im unmittelbaren Gewahren dem Begriff „Mensch“ immer „voraneilt“, gelangt man daher nur durch ein „unmittelbar-einswerdendes Schauen“ auf das „bewegte Ganze des Gegensatzes“.

III.

In einem Dialog zwischen zwei Menschen gibt es zum Beispiel mich und den Anderen.

Im Dialog sind wir sowohl miteinander „vereint“, als auch „auseinander“, d.h. wir sind auch „gegen gesetzt“.

Unser Dialog ist daher etwas, was sich „zwischen“ und „über“ uns beiden „bewegt“. Ich kann nun versuchen, den Anderen zu „begreifen“ und der Andere kann ebenfalls versuchen, mich zu „begreifen“. Dadurch komme ich zu einem „Begriff des Verständnisses des Anderen“, und der Andere kommt zu einem „Begriff von meinem Verständnis“.

Unseren „Dialog“ selbst habe ich aber dadurch noch nicht „begriffen“.

Um diesen zu „begreifen“, muss ich vorerst „unmittelbar“ auf unseren Dialog selbst „achten“ und eine „Idee von dem dialogischen Bewegen“ zwischen und über uns „schauen“.

Aus dieser geschauten „Idee unseres Dialoges“ heraus kann ich mich dann erst „festlegen“ und mir erst dann einen „Begriff von unserem Dialog“ auch „machen“.

Dadurch bin ich dann aber, weil ich eben den Dialog „begriffen“ habe, vorerst aus unserem unmittelbaren Dialog „ausgestiegen“.

Um unseren Dialog wieder „verstehen“ zu können, muss ich daher wiederum „unmittelbar einsteigen“.

IV.

Auf diese Weise wäre es dann, wenn wir diesem Gedankengang folgen, sehr wohl möglich, dass „man“ als das „typisch Deutsche“ (als „Idee des bewegten Ganzen“) etwas erfasst, was auf keinen einzigen Deutschen überzeugend zutrifft:

- dieses „in den bewegten Gegensatz hineinschauende Erfassen“ der „Idee des bewegten Ganzen“, ist sicher nicht „wissenschaftlich“ im Sinne dessen, was wir in unserer Kultur als „wissenschaftlich“ etikettieren;

- aber auch jenes intuitive Verfahren kann sich in seiner „*eigenartigen Methode*“ ebenfalls verbessern und treffsicherer werden, um das praktische Handeln zu optimieren.

Dies könnte zum Beispiel bei der unmittelbaren Einschätzung „*politischer Bewegungen*“, beim Einschätzen des jeweils „*Ganzen der wirtschaftlichen Bewegungen*“ (zum Beispiel als Börsenspekulant) oder auch beim sogenannten Spekulieren als Spieler so sein.

Das, was wir in gewohnter Weise in unserer Kultur als „*wissenschaftlich*“ bezeichnen, das gibt uns in diesen Feldern nur eine geringe Treffsicherheit.

Dies bedeutet aber nicht, dass es keine Wissenschaft geben könnte, die auch in diesen Feldern relativ treffsicher wäre.

Mancher, der (in seiner sog. Intuition) hinsichtlich eines „*Gegensätze vermittelnden Ganzen*“ etwas mit „*man*“ oder mit „*der*“ formuliert, liegt nämlich zur Zeit der Wahrheit oft näher, als einer, der sich zu einem „*aufsummierten Ganzen*“ hin „*exakt hochrechnet*“.

V.

Wenn ich sage:

- dass „*man*“ auch „*unmittelbar*“ auf das Ganze schauend vorgehen kann;
- dann behaupte ich aber keineswegs, dass dies „*jeder*“ schon so tun könne.

Und trotzdem halte ich es für „*die*“ Menschheit (als „*tatsächlicher Grund-Lage*“ der Idee „*Mensch*“) wichtig, aufzuzeigen, dass es auch eine solche Richtung von „*Wissenschaft*“ geben kann.

Bei dieser Feststellung handelt es sich zwar bloß um eine behauptende „*Existenz-Aussage*“ in der Form „*es gibt*“.

Diese mag nicht viel bedeuten. Eine solche *Existenz-Aussage* hat aber (im Falle eines praktisch-exemplarischen Herzeigens) trotzdem die Kraft, „alle“ Behauptungen zu widerlegen, die sagen:

- dass „nur“ die „sog. *Wissenschaft*“ für die Praxis brauchbar sei, und dass man alles in eine solche Wissenschaft transformieren müsse und könne.

Meiner Ansicht nach verhält es sich vielmehr umgekehrt:

- *Existenz-Aussagen*, die etwas Praktisches exemplarisch herzeigen, „bewegen“ die Wissenschaft und „treiben“ sie, durch ein exemplarisches „Gegen-Setzen“, in ihren fortschreitenden „Wandel“ hinein.

Über die Achtsamkeit

I.

Meine Achtsamkeit (*shen*) stellt sich in mir als ein „Gegensatz“ (*Yin* und *Yang*) dar:

- einerseits erscheint mir meine Achtsamkeit (*shen*) so, als würde sie mich auf eine „ruhende“ punktförmige („*eingipfelige*“, „*zugespitzte*“) „*Meta-Position*“ heben. Von dieser „*Meta-Position*“ aus schaue ich dann als „untätiger Zeuge“ (d.h. als „*Selbst*“) auf die Welt. Meinem „*Selbst*“ steht dann die Welt, einschließlich meines eigenen Körpers und all dem, was ich als „Vorstellung von mir“ für mein „*Ich*“ halte, gegenüber. All dies wird von meiner Achtsamkeit (*shen*) widergespiegelt. Das *Shen* erscheint mir daher hier als „*ruhendes Yin*“;
- andererseits erscheint mir meine Achtsamkeit (*shen*) aber als das Beweglichste überhaupt. Dieses Bewegliche „*vereint*“ mich mit allem, kann sich überall „*zentrieren*“ und zur Ruhe setzen (also *Shen* als „*ruhendes Yin*“), aber sie kann sich auch unterscheidend bewegt „*dazwischen drängen*“ (also *Shen* als „*bewegtes Yang*“).

II.

Meine Achtsamkeit (*shen*) gibt mir die „*Erkenntnis*“:

- dass einerseits die Achtsamkeit (*shen*) „*selbst*“ (als das eigentliche Subjekt des Erkennens) ein „*leerer Spiegel*“ ist, welcher die „*Grund-Lage*“ alles Erkannten ist;
- dass aber andererseits alles, was in diesem Spiegel als Vorstellung (*yi*) „*erscheint*“, nur ein „*Symbol*“ und weder die „*symbolisierte Tatsache selbst*“ noch der „*Spiegel selbst*“, d.h. nicht das „*Selbst*“ ist.

III.

In dieser *Meta-Position* vermittelt mir meine Achtsamkeit (*shen*) daher auch die Erkenntnis, dass alles Vorgestellte (*yi*) bloß eine „*symbolische Widerspiegelung*“ ist. Dass also auch das Bild, das ich von mir selbst habe, also mein sogenanntes „*Ich*“, ebenfalls nicht mein eigentliches „*Selbst*“ ist.

IV.

Um nun mein „Selbst“ von diesem vorgestellten „Ich“ abzulösen und meiner Achtsamkeit (*shen*) eine relativ freie Meta-Position zu verschaffen, die „leer“ von jeder vorgestellten Form ist, wird zum Beispiel im BUDDHISMUS die auf den „eigenen Körper“ gerichtete Achtsamkeit (*kayagata-sati*) entfaltet.

Um dieses Entfalten zu erreichen, muss aber die Achtsamkeit (*shen, sati*) vorerst vereint und „gesammelt“ (*samadhi, taiji*) werden.

Aus dieser Sammlung (*samadhi, taiji*) wird dann die Geistesklarheit, bzw. der „Hellblick“ (*vipassana*) entfaltet.

Der seine Achtsamkeit (*shen*) Übende setzt sich also hin, beruhigt (*yin*) sein Herz (*xin*), sammelt (*samadhi, taiji*) seine Achtsamkeit (*sati, shen*) und richtet sie dann auf seinen eigenen Körper.

Im SAMYUTTA-NIKAYA (XXI.5)⁴⁶ heißt es hierzu:

*„Was immer es an Körperlichkeit gibt, an Gefühl, an Wahrnehmung, Geistesformationen und Bewusstsein, ob vergangen, gegenwärtig oder zukünftig, eigen oder fremd, fern oder nah, da sollte man der Wirklichkeit gemäß in rechter Einsicht also erkennen:
,das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst.“*

V.

Da mir meine Achtsamkeit (*shen*) aber als ein „zusammengehörender Gegensatz“ (*yin* und *yang*) erscheint, macht sie mir ebenfalls zur Gewissheit, dass ich „ganz real eins bin mit der Welt“. Sie schafft mir die Evidenz darüber, dass ich mit meiner Achtsamkeit

⁴⁶ Vgl: NYANAPONIKA: „Der einzige Weg. Buddhistische Texte zur Geistessschulung in rechter Achtsamkeit“. Konstanz 1980. ISBN 3-87125-909-8 und NYANAPONIKA: „Geistestraining durch Achtsamkeit“ Stambach 1998. ISBN 3-931095-02-9.

(*shen*) in der Welt nicht nur „*an jede Stelle meines Körpers*“, sondern sogar „*über diesen hinaus zu den Dingen der Welt*“ gehen und mich mit diesen Dingen in einem „*weiten raum-zeitlichen Hier und Jetzt*“ vereinen kann.

In dieser Weise vermittelt mir meine Achtsamkeit (*shen*) die Gewissheit, dass „*ich die Welt bin*“.

In der indischen Lehre der VEDEDN drückt dies das alte Sanskrit-Wort: „*tat tvam asi*“, d.h. „*Das bist Du!*“ aus.

Damit soll die Identität von „*eigenem realen Körper*“ und der „*realen äußeren Welt*“ verdeutlicht werden, da beide von dem „*Selben*“ erfüllt sind. Nämlich von dem, was ich in mir als Achtsamkeit (*shen*) gewahre, das aber außen die Dinge (und auch mich selbst) als *Qi* durchflutet und als gemeinsame „*kraftvolle Leere*“ erfüllt:

- das „*Selbst*“ wird in dieser alten indischen Lehre „*Atman*“;
- die alles Seiende erfüllende „*Seins-Grund-Lage*“ dagegen „*Brahman*“ genannt;

VI.

Beim Loslösen des „*realen Selbst*“ vom „*vorgestellten Ich*“ geht es:

- einerseits darum, zwischen dem „*Selbst*“ (Achtsamkeit, *Shen*) und den Vorstellungen (*yi*) zu unterscheiden, um das erlösungsfähige „*ewige Selbst*“ (das „*Nicht-Ich*“) sichtbar zu machen; es geht also darum, die Achtsamkeit (*shen, sati*) von den Bewusstseins-Inhalten, dem Gedächtnis und den Vorstellungen (*yi*) zu unterscheiden;
- andererseits geht es aber auch darum, den „*Wandel in der realen Welt*“, dem sowohl das vorgestellte „*Ich*“, als auch der „*eigene Körper*“ sowie die „*reale Welt überhaupt*“ unterworfen sind, sichtbar werden zu lassen.

Um diese Erkenntnis (*yi*) gleichsam herbeizuzwingen, werden auch Emotionen (*xin*) eingesetzt. Zu diesem Zwecke wird auch die Lei-

chenbetrachtung (*sivathika*) geübt, bei der man sich dann vorstellen (*yi*) soll:

„Auch dieser Körper ist so beschaffen, wird so werden, kann dem nicht entgehen!“

VII.

Zum Erlangen der „*rechten Erkenntnis*“ werden drei Dinge als unentbehrlich genannt, die miteinander eine wechselwirkende Einheit bilden:

1. „rechte Erkenntnis“ (*yi*)
2. rechte Anstrengung (*xin*)
3. rechte Achtsamkeit (*shen*)

VIII.

Mit der „*Selbsterkenntnis*“ ist gemeint:

1. das „*Selbst*“ (als Achtsamkeit, als leerer Spiegel) soll vom „*Ich*“ (als Bewusstseins-Inhalt) unterschieden werden;
2. dieses Bemühen dient aber dem Erkennen der Vergänglichkeit, d.h. des tatsächlichen Wandels der realen Welt;
3. der „*WEG in die Welt*“ soll daher beim eigenen Körper beginnen, denn dieser ist jener Teil der Welt, den ich sowohl „*von innen*“ und „*nach innen*“, als auch „*von außen*“ und „*nach außen*“ betrachten und erkennen kann;
4. wenn „*niemand*“ in diesem Vorhaben mit sich selbst klar kommen sollte, dann dürfen auch „*wir*“ nicht hoffen, mit der Welt insgesamt zurecht zu kommen.

IX.

Bereits im 8. Jhd. v. Chr. wurde in DELPHI (GRIECHENLAND) der Gott APOLLON verehrt, welcher der Überlieferung nach durch eine PHYTHIA sein Orakel verkünden ließ. Es wird auch berichtet, dass am Eingang des APOLLON-TEMPELS VON DELPHI folgende drei Inschriften eingemeißelt waren:

1. „*Erkenne Dich selbst!*“ (*gnothi seauton*);
2. „*Du bist!*“ (*ei*)
3. „*Nichts im Übermaß!*“ (*meden agan*)

Dieser Ratschlag soll von CHILON VON SPARTA⁴⁷, einem der SIEBEN WEISEN, stammen. Er soll auch den Rat gegeben haben:

„Über die Toten rede nur wohlwollend!“

X.

In der Schrift „Das Großen Lernen“⁴⁸ oder auch „Die Große Lehre“ (*Daxue*) genannt, die ZENGZI, ein Schüler der KONFUZIUS⁴⁹ niedergeschrieben haben soll, heißt es:

- *„Jene, die im Altertum die helle Tugend im Reiche (oder: in der Welt) hell zu machen wünschten, ordneten erst ihren Staat;*
- *wünschten sie, ihren Staat zu ordnen, so regelten sie erst ihre Familie;*
- *wünschten sie, ihre Familie zu regeln, so kultivierten sie erst ihre Person;*
- *wünschten sie, ihre Person zu kultivieren, so richteten sie erst ihr Herz gerade;*
- *wünschten sie, ihr Herz gerade zu richten, so machten sie erst ihre Gesinnung aufrichtig;*
- *wünschten sie, ihre Gesinnung aufrichtig zu machen, so vollendeten sie erst ihr Wissen;*
- ***die Vollendung des Wissens aber liegt im Erreichen der Dinge (ge wu);***
- ***erst wenn die Dinge erreicht sind, wird das Wissen vollendet;***
- *erst wenn das Wissen vollendet ist, wird die Gesinnung aufrichtig;*
- *erst wenn die Gesinnung aufrichtig ist, wird das Herz gerade;*
- *erst wenn das Herz gerade ist, wird die Person kultiviert;*
- *erst wenn die Person kultiviert ist, wird die Familie geregelt;*
- *erst wenn die Familie geregelt ist, wird der Staat geordnet;*
- *und erst wenn der Staat geordnet ist, wird das Reich (oder: die Welt) in Frieden sein.“⁵⁰*

⁴⁷ CHILON VON SPARTA lebte um 556 v. Chr.

⁴⁸ Vgl. RALF MORITZ (Hrsg. und Leiter der Übers.): „Das Große Lernen“ (*Daxue*). Stuttgart 2003. ISBN 3-15-018265-4. Reclam-Universalbibliothek 18265.

⁴⁹ KONFUZIUS lebte von 551-479 v. Chr.

Das Ziel der „Selbsterkenntnis“ ist daher nicht eine „egozentrierte meditative Weltflucht“, sondern das Erreichen jener „Mitte“, von welcher der „praktische Zugriff zur Welt“ erst optimal möglich wird. Die erste Station auf diesem „WEG“ ist „für uns“ der eigene Körper in seinem „bewegten Wechselwirken mit der Welt“ und seinem „ruhenden Widerspiegeln der Welt“, zu der er in seinem „Wandel“ ja selbst gehört.

Der Daoist ZHUANGZI⁵¹ sagte zu diesem Thema:

„Zu erkennen, was die Natur (wörtl. Himmel) vollbringt, und zugleich auch zu erkennen, was der Mensch vollbringt, das ist höchste Erkenntnis:

- *die Erkenntnis des Wirkens der Natur wird durch die Natur erzeugt,*
- *die Erkenntnis menschlichen Wirkens dadurch, dass man das Erkennbare erkennt und sich vom Unerkennbaren nähren lässt.*

Seine Lebensjahre zu vollenden und nicht auf halben Wege zu sterben, das ist die Fülle der Erkenntnis.

Indessen, es gibt hier eine Schwierigkeit:

- *Die Erkenntnis hängt von etwas ab außer ihr, um sich als richtig zu erweisen.*

Da nun aber gerade das, wovon sie abhängig ist, ungewiss bleibt, woher kann man dann wissen, ob das, was wir Natur nennen, nicht menschlich ist, und das, was ich Mensch nenne, nicht in Wirklichkeit naturzugehörig?

- *Es bedarf eben des ‚wahren Menschen‘, ehe es wahre Erkenntnis geben kann.“*

Nun folgt im Text von ZHUANGZI der Hinweis darauf, dass der „wahre Mensch“ sein Herz (*xin*) beruhigen und gelassen werden müsse. Er dürfe, wie die wahren Menschen der Vorzeit, weder seine Lust noch seine Angst durch Vorstellungen (*yi*) aufblähen. Das *Dao* dürfe nicht

⁵⁰ Zitiert in: WOLFGANG BAUER: „Geschichte der chinesischen Philosophie“, München 2006, ISBN 13:978 3 406 54141 4, Seite 265.

⁵¹ ZHUANGZI lebte um 370-300 v.Chr.

durch das Bewusstsein (*yi*) beeinträchtigt werden. Dann folge für die „wahren Menschen“:

„Womit sie sich eins fühlen, ist eines, womit sie sich nicht eins fühlen, ist auch eines:

- *wo sie sich eins fühlen, sind sie Gefährten der Natur,*
- *wo sie sich nicht eins fühlen, sind sie Gefährten der Menschen.*

Darin also, dass sich Natürliches und Menschliches bei ihnen die Waage hält, erwiesen sie sich als ‚wahre Menschen‘.⁵²

Der griechische Philosoph HERAKLIT⁵³ meinte zu diesem Thema:

"Klugsein ist die größte Vollkommenheit, und die Weisheit besteht darin, die Wahrheit zu sagen und zu handeln nach der Natur, auf sie hinhörend"⁵⁴

⁵² ZHUANGZI 6 zitiert in: WOLFGANG BAUER: „Geschichte der chinesischen Philosophie“, München 2006, ISBN 13:978 3 406 54141 4, Seite 87-88.

⁵³ HERAKLIT lebte in Ephesos um 540-480 vor Chr.

⁵⁴ HERAKLEITOS. zitiert nach AUGUST BIER: „Die Seele“. München-Berlin 1942 (1939)

„Der Schatten des fliegenden Vogels bewegt sich nicht!“

I.

Wir hören von Experten anscheinend gerne, dass fremde Geisteswelten schwer zu verstehen seien. Dies lässt den Laien ehrfürchtig werden.

Wer nämlich behauptet, dass etwas schwer zu verstehen sei, der behauptet gleichzeitig, dass er selbst dieses Schwerverständliche verstanden habe.

Würde er es nämlich nicht verstanden haben, dann könnte er ja gar nicht sagen, dass jenes schwer verständlich sei!

Wer nämlich nicht versteht, der kann nicht sicher sein, dass zum Beispiel in einem Text überhaupt etwas Verständliches steckt.

Im Abendland gibt es eine Fülle von Texten, hinter denen nichts steckt, was man verstehen könnte. Mit solchen Texten werden oft nur Geheimnisse vorgetäuscht. Warum sollte dies nur bei uns im Abendland so sein und nicht auch anderswo?

Wenn man also sagt, dass etwas schwer verständlich sei, dann kann man dies nur sagen, wenn man glaubt, etwas verstanden zu haben. Auch Miss-Verständnisse wären Verständnisse. Ein solches sollte man zumindest haben und preisgeben.

In diesen Fällen verändert sich aber das Problem. In den Vordergrund tritt nun die Aufgabe, etwas, was man selbst klar und deutlich zu verstehen meint, auch einem anderen Menschen mit Wörtern verständlich zu machen.

Wenn man dann redet, dann kann man immer nur das mitteilen, was man verstanden hat.

Ob das Verständnis zutrifft, das ist, wie schon gesagt, eine ganz andere Frage.

Ein Verständnis kann aber immer nur mit einem anderen Verständnis in produktiven Streit geraten. Nie aber mit etwas, was nicht verstehbar oder noch nicht in irgend einer Weise verstanden oder missverstanden ist.

Mit Menschen, die behaupten, dass etwas schwer oder nicht zu verstehen sei, und als Beweis dafür anführen, dass „selbst sie“ es nicht verstanden hätten, mit solchen „Experten“ kann man eigentlich nicht konstruktiv streiten.

Ich lege also zum Streit vor, was ich verstanden habe und was meiner Überzeugung nach auch von anderen so oder anders verstanden werden kann.

II.

Das abendländische wie das chinesische Denken sind menschliches Denken. Der Eine kann daher mit etwas Mühe den Anderen verstehen.

Angesichts ähnlicher Praxis drängen sich ähnliche, angesichts unterschiedlicher Praxis unterschiedliche Gedanken in den Vordergrund.

Kein Gedanke ist aber „im Ansatz“ dem Menschen einer anderen Kultur ganz fremd. Wie weit der Gedanke jeweils sprachlich ausgeformt und differenziert ist, das lässt sich aus den unterschiedlichen gesellschaftlichen Verhältnissen oft sehr deutlich ablesen:

- das abendländische Denken ging vorwiegend der Frage nach, was die „Natur“ innen und außen zusammenhält;

- das traditionelle chinesische Denken verfolgte dagegen die Frage, was die „Gesellschaft“ innen und außen zusammenhält.

Im ABENDLANDE ging es vorwiegend darum, das Naturgeschehen zu entzaubern. Dieses Geschehen wurde nämlich dem Wirken der Götter zugeschrieben. Es galt also in magischer Weise zu versuchen, die bedrohliche „Willkür der Götter“ zu bändigen.

Man versuchte daher aufzuzeigen, dass gegenüber Naturgesetzen auch Götter machtlos sind.

In CHINA suchte man dagegen den Missbrauch der Macht (der von oben nach unten erfolgt) und das Missachten der Ordnungen (das von unten nach oben geschieht) zu bändigen.

- Wurde im ABENDLAND versucht, ein „über“ der Willkür der Götter wirkendes Naturgesetz als *Logos* zu „erkennen“;
- So versuchte man in CHINA:
 - einerseits einen mystisch-inneren Zugang zum umfassenden Ganzen (*Dao*) zu bekommen, um das Einstellwirken dieses Ganzen besser achten und vernehmen zu können;
 - andererseits mittels Ordnungen und der Sprache auch äußere Instrumente eines Einstellwirkens zu entwickeln, um das *Dao* menschlich zu „verwirklichen“.

Im ABENDLAND interessierte dies, wie schon angemerkt, weniger. Im Vordergrund stand hier die Frage, aus welchem Urstoff die Welt gemacht sei und welchen Gesetzen sie „notwendig“ und „ausnahmslos“ folge, so dass hier auch Götter machtlos sind.

Der „Logos“ wurde als ein Gesetz, als ein streng-logisch verarbeitbares „Wort“ gesucht. Durch Abstrahieren vom Konkreten sollten allgemeine Gesetze der Natur herausgefiltert werden.

Logik und Mathematik, welche vom Wesen des Besonderen absehen, bahnten den Weg für eine „Konstruktion einer zweiten Natur“, für die „Technik“.

So wurde einerseits das logisch-mathematisch „Formale“ vom „Wesen“ der Dinge getrennt, andererseits aber auch das Wesen als eine abstrakte Idee oder als abstrahiertes Allgemeines vom konkreten Ding losgelöst.

Das „ausnahmslos Notwendige“, das im Kampf gegen die angebliche launenhafte Willkür der Götter im Abendland gesucht und gebraucht wurde, wurde im chinesischen Denken dagegen gar nicht dominant angestrebt.

Die Balance zwischen „Gegensätzen“ (*Yin* und *Yang*) braucht nämlich als „Spielraum“ eine „tolerante Offenheit“, um sich bewegen zu können.

Selbst Wörter wurden beweglich gehalten, so dass sie sich je nach Kontext bewegen und sich den Tat-Sachen entsprechend zwischen den „Gegensätzen“ ausbalancieren konnten.

Im traditionellen chinesischen Denken ging es nicht vorwiegend um ein „Wörter klaubendes“ formal-sophistisches „Recht-Haben“, obwohl es auch dort solche gedanklichen Ansätze gab.

Selbst der „Gesetzes-Text“ hatte immer eine praktikable Offenheit zum „Geist des Gesetzes“, der über das „Hinhören“ auf die jeweiligen gesellschaftlichen Tat-Sachen immer wieder zu vergegenwärtigen war.

Selbst bei HAN FEI-ZI, einem Vertreter des Legismus, heißt es:

„Die Ereignisse entsprechen der Zeit, und die Maßnahmen folgen den Ereignissen... deshalb gilt: verschiedene Zeiten – verschiedene Ereignisse ... darum heißt es: verschiedene Ereignisse – veränderte Maßnahmen.“

„Deshalb: Der Weise (der weise Herrscher) hofft nicht auf Restauration des Altertums; er verkündet auch nicht Normen für alle Zeiten. Er erörtert die Vorgänge seiner Zeit und trifft entsprechende Maßnahmen.“

„Wenn die Gesetze klar sind, leidet im Staat niemand unter Umsturz oder Unordnung.“

„Sind die Gesetze unglaublich, ist die Stellung des Herrschers in Gefahr.“⁵⁵

Es ging im traditionellen chinesischen Denken vorwiegend darum, aufzuzeigen, wie die Gesellschaft durch Ordnungen (*Li*) oder durch Gesetze (*Fa*) zusammengehalten wird und wie diese Ordnungen mittels Sprache (bzw. die Gesetze auch durch Strafe) durchgesetzt und weiterentwickelt werden können. Dies erfolgte aber auch durch „Hinhören auf das konkrete Ganze“.

Es ging immer wieder darum, die „Willkür der Mächtigen“ und das „Abweichen der Massen von den Ordnungen“ in den Griff zu bekommen.

Es ging also um die „Konstruktion von Gesellschaft“, es ging um „Praxis“.

Interessant waren daher in CHINA insbesondere die „pragmatische“ und die „sigmatische“ Dimension der Sprache.

Es interessierte die Frage,

- wie das Wort von der Realität „bewirkt“ wird (in der „sigmatischen“ Dimension der Zeichen, im „Hinhören“ auf die Tat-Sachen und auf das konkrete Ganze);
- und wie das Wort wieder in der Praxis auf die gesellschaftliche Realität „wirkt“ („pragmatische“ Dimension der Zeichen, ebenfalls im „Hinhören“ auf die Tat-Sachen und auf das konkrete Ganze).

Im ABENDLAND interessiert dagegen insbesondere die „syntaktische“ und die „semantische“ Dimension der Zeichen.

Es ging um die Fragen:

⁵⁵ HAN FEI-ZI lebte von etwa 280 bis 233 v. Chr. Vgl. RALF MORITZ: *„Die Philosophie im alten China.“* Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 226

- wie ein Zeichen in „Operationen“ durch mehrere andere Zeichen ersetzt werden kann; wie also die „syntaktische“ und die „semantische“ Dimension zusammenhängen;
- und welchen „Gesetzmäßigkeiten“ jene „Operationen“ unterliegen, was in Logik und Mathematik formalisiert wurde.

Das traditionelle Denken in CHINA erscheint dagegen wie das Bemühen, von verschiedenen Seiten her aus einem elastischen, bzw. aus einem „selbstbeweglich lebendigen Material“ eine „soziale Plastik“⁵⁶ heraus zu meißeln. So wurden im Laufe der Zeit ganz unterschiedliche Aspekte dieser werdenden Plastik zur Sprache gebracht.

Diese sozial immer „notwendig einseitigen“ Bearbeitungen des werdenden Ganzen wurden aber immer wieder zu integrieren versucht. In einem ausgeprägten Traditions-Bewusstsein gingen gute Gedanken nicht verloren und es wurden trotzdem immer wieder neue gute Gedanken zur Sprache gebracht.

Die konkret werdende „soziale Plastik“ der chinesischen Gesellschaft ist daher das Werk von Jahrtausenden.

Durch ihre eigenen inneren Widersprüche wurde die gesellschaftliche Praxis immer wieder ins „Maßlose“ getrieben.

Durch das Zur-Sprache-Bringen“ des jeweiligen „Gegensatzes“ wurde aber immer wieder versucht, die gesellschaftliche Bewegung auszubalancieren und die „Mitte“ zu finden.

In dieser gesellschaftlichen Bewegung dominierte der „Rhythmus“ (*Yang*). Dieser strebte nach Wiederholung und Sicherung des Bestehenden.

Die erneuernde und dem „Über-Leben“ eine Chance gebende „Kreativität“ (*Yin*) konnte dadurch nicht leichtfertig

⁵⁶ Vergleiche hierzu den Gedanken der „sozialen Plastik“ bei JOSEPH BEUYS. Siehe: VOLKER HARLAN, RAINER PAPPMANN, PETER SCHATA: „Soziale Plastik – Materialien zu Joseph Beuys“. Achberg 1976

„maßlos“ werden. Sie wurde aber immer wieder mit „Maß“ zugelassen.

III.

Im traditionellen chinesischen Denken gab es genau so wie im abendländischen Denken:

- sowohl „meditativ-mystische“
- als auch als auch „meditativ-weltorientierte“ Erkenntnis-Wege.

Mit dem Reflektieren der sozialen Wirksamkeit der Sprache entstand auf beiden Seiten das Bemühen, die logischen Gesetze der Sprache zu entdecken und argumentativ brauchbar werden zu lassen.

So gab es im Meinungsstreit der Denkrichtungen sowohl im ABENDLAND als auch in CHINA so etwas wie sophistische Auseinandersetzungen, bzw. das Bemühen, das logische Denken über die Erfahrung zu setzen.

Im chinesischen Denken findet man in diesem Bemühen ganz ähnliche Argumentationen, wie sie im ABENDLAND der PARMENIDES-Schüler ZENON gegen die Meinung HERAKLITS führte. HERAKLIT hatte nämlich in seiner „meditativ-weltorientierten Haltung“ gelehrt, dass sich alles bewege.

So gab es im chinesischen Denken etwa zur gleichen Zeit das Paradoxon:

„Der Schatten eines fliegenden Vogels bewegt sich nicht!“⁵⁷.

Aber ganz anders als im ABENDLANDE hat die chinesische Philosophie im SPÄTEN MOHISMUS⁵⁸ dieses Paradoxon aufgelöst.

⁵⁷ dies ist ein sogenanntes „Ming-jia-Paradoxon“. Mit „Ming-jia“ (*ming*=Name, *jia*=Schule) wurde später in der HAN-ZEIT eine Tradition von diskutierenden Denkern bezeichnet, die sich vom 6. –3.- Jht. v. Chr. mit dem „ming-shi-Verhältnis“ (*shi*= Fakt, Ding, Tat-Sache) befassten.

Nicht die Annahme einer „gedanklich“ quergeschossenen „Bewegung des unendlichen Teilens“⁵⁹ (*Yang*) ließ (wie beim Paradoxon des ZENON, bei dem dann der fliegende Pfeil ruht oder wo ACHILLES die Schildkröte nicht einholt) das „kontinuierlich fließende Fortbewegen“ (*Yin*) anhalten.

Im chinesischen Denken wurde vielmehr (in einer HERAKLIT ähnlich „meditativ-weltorientierten Haltung“) empirisch entdeckt, dass sich ein „Schatten“ Tat-sächlich nicht selbst bewegt, sondern nur fortwährend immer wieder neu erzeugt wird⁶⁰.

Im traditionellen chinesischen Denken ging es also gar nicht darum, eine „Ruhe“ als den „Gegensatz des Bewegens“ zu verteidigen, sondern einen neuen Gegensatz sichtbar zu machen:

Nämlich den empirischen Gegensatz zwischen „Ding“ und „Schatten“, d.h. den Gegensatz zwischen dem „Bewegen“ des Dinges und dem „Schein-Bewegen“ seines Schattens.

Dies halte ich für eine bewegungswissenschaftlich ganz fundamentale Erkenntnis. Sie wurde in CHINA im SPÄTEN MOHISMUS bereits im 3. Jahrhundert. v. Chr. entdeckt. Leider wurde diese Entdeckung später nicht mehr weiter verfolgt.

Die konkreten gesellschaftliche Probleme trieben nämlich das chinesische Denken dominant voran.

⁵⁸ Der SPÄTE MOHISMUS greift (am Ende des 4. Jht. v. Chr. wieder die Gedanken von MO-ZI (geboren ca. 470 gestorben in den ersten Jahren des 4. Jht. vor Chr.) auf.

⁵⁹ Wenn man nämlich bei einem fliegenden Pfeil die unmittelbar vor dem Pfeil auf seinem Weg liegende Strecke als „unendlich teilbar“ betrachtet und diese Strecke dann immer wieder teilt, dann wird der Pfeil gedanklich durch diesen „unendlichen Prozess des Teilens“ angehalten. Bevor nämlich der Pfeil jeweils den nächsten Ort erreicht, muss er vorher den halben Weg zu diesem Ort erreicht haben. Bevor er aber diesen Ort erreicht hat, muss er den viertel Weg erreicht haben, usw.

⁶⁰ Siehe RALF MORITZ: „*Die Philosophie im alten China.*“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 175

In ähnlicher Weise hatten auch die CHINESEN aus ihrer frühen Entdeckung des Schießpulvers nicht das gemacht, was das ABENDLAND später, damit die Welt maßlos ausbeutend, vollbracht hat.

IV.

Die Tat-Sache, dass sich der Schatten eines fliegenden Vogels nicht bewegt, ist nichts Paradoxes. Sie ist auch nicht schwer verständlich. Jeder kann dies ganz leicht verstehen.

Wenn zum Beispiel auf einer ruhenden Scheibe im Kreis angeordnete Glühlampen rasch nacheinander kurz aufleuchten, dann entsteht in unserem Auge der uns täuschende Eindruck, dass sich ein Licht im Kreis bewege. Dies nennt man „Schein-Bewegung“.

Wenn mit einem Maschinengewehr von einem fliegenden Flugzeug auf die Erde geschossen wird, dann entsteht ebenfalls der täuschende Eindruck, als würden die Einschläge sich wie eine brennende Lunte am Boden fortbewegen.

Wenn nun an einem fliegenden Vogel die Photonen des Lichts vorbeischießen und am Boden die Konturen des Schattens des Vogels prägen, dann täuscht eben auch dies einen bewegten Schatten des Vogels vor.

Ja, wenn die Sonne auf die Erde scheint und sich die Grenze zwischen Licht und Schatten auf der bewegten Erde verändert, dann bewegt sich auch diese Grenze zwischen Tag (*Yang*) und Nacht (*Yin*) nicht.

Und umgekehrt: wenn das Bild eines äußeren Objektes mittels der Photonen des Lichts auf unsere Netzhaut trifft, dann bewegt sich auch dieses Bild auf unserer Netzhaut nicht.

Dass sich überhaupt etwas außerhalb von uns bewegt, das wissen wir nur durch unser „eigenes Selbstbewegen“. Nur dieses nehmen

wir in unserem „Da-Sein“ unmittelbar als ein „Bewegen“ selbst wahr.

Wir nehmen nur unser eigenes „fliegendes Flugzeug“ wahr, wir sind der „fliegende Vogel“.

Sinnlich vermittelt werden uns immer nur Schatten. Diese ergänzen wir, d.h., wir machen sie „unserem Selbstbewegen“ entsprechend „ganz“.

Dies hat bei uns erst mehr als 2.000 Jahre später SALOMON STRICKER⁶¹ deutlich gemacht.

V.

Wir wollen beim Schatten des fliegenden Vogels gedanklich verweilen. Es ist nämlich auch jener Gedanke von Bedeutung, der zu zeigen versucht:

- dass der Vogel zwar auch sein Schatten;

⁶¹ SALOMON STRICKER (1834-1898) war ab 1873 Professor für experimentelle Pathologie und Therapie an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien und Vorstand des Universitäts-Institutes für allgemeine und experimentelle Pathologie. In seiner selbstbeobachtenden *"inneren Empirie"* stellte er fest, dass zum Beispiel beim Sehen die Bewegungsvorstellung nicht von den Verschiebungen des äußeren Bildes auf der Netzhaut herrührt. Er zeigte auf, dass für ihr Zustandekommen vielmehr die *"Innensicht dieses äußeren Erfahrens"* verantwortlich ist. Diese Innensicht nimmt nämlich auch die Muskelempfindungen des sich bewegenden Auges wahr.

vgl. OLAF HÖHNKE: *„Sehtraining und ganzheitlicher Anspruch. Historische Entwicklung des Sehtrainings und dessen Perspektiven aus der Sicht einer anthropologischen Bewegungswissenschaft“*. Hamburg 1994.

SALOMON STRICKER baute über diese Innere Empirie bereits im 19. Jahrhundert konsequent eine Theorie des Bewusstseins und der Sprache auf. Er zeigte auf, welche Bedeutung das Wahrnehmen des Selbstbewegens für das Entstehen des Bewusstseins hat.

SALOMON STRICKER: *„Studien über die Sprachvorstellungen“*. Wien 1880.

SALOMON STRICKER: *„Studien über die Bewegungsvorstellungen“*. Wien 1882.

SALOMON STRICKER: *„Studien über die Assoziation der Vorstellungen“*. Wien 1883.

SALOMON STRICKER: *„Physiologie des Rechts“*. Wien 1884.

SALOMON STRICKER: *„Untersuchungen über das Ortsbewusstsein“*. In: Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1877.

SALOMON STRICKER: *„Über das Können und Wissen der Ärzte“*. Wien 1892. (Antrittsrede Sommersemester 1892). SALOMON STRICKER: *„Über die wahren Ursachen“*. Wien 1887. SALOMON STRICKER: *„Studien über das Bewusstsein“*. Wien 1879.

- dass aber der Schatten nicht der Vogel ist.

Der Schatten (als So-Sein) gehört, wenn er geworfen wird, genau so zum Vogel (zum Da-Sein und So-Sein des Vogels), wie seine Farbe zu ihm gehört.

Gibt es nämlich kein Licht, dann hat der Vogel für uns auch keine Farbe. *„In der Nacht sind alle Kühe schwarz“*⁶².

So gesehen könnte man sagen, dass der Vogel, wenn er farbig erscheint, eben der farbige Vogel „ist“ (Da-Sein).

Hier treffen wir auf die Beziehung zwischen dem „Ganzen“ und seinen „Teilen“ bzw. „Gliedern“.

Wir wollen nun beachten und in Erinnerung halten, dass hier im Zusammenhang zwischen dem Ding (dem Ganzen) und seinen Eigenschaften (den Teilen):

- das Ganze auch sein Teil;
- aber der Teil nicht das Ganze ist!

Wenn wir uns später der Beziehung zwischen dem „Ding“ und seinem „Symbol“ zuwenden, dann werden wir dort auf die umgekehrte Beziehung treffen. Das in uns „innerlich verkörperte“ Symbol ist nämlich:

- einerseits eine Klasse (ein allgemeines Ganzes) von Dingen, von denen das jeweilige äußere Ding nur ein „Teil“ ist; das Symbol ist also in dieser Hinsicht ein umfassendes „Ganzes“;
- andererseits ist das in uns „innerlich verkörperte“ Symbol ursprünglich selbst nur „Schatten“ eines äußeren Dinges; es ist nur einen Teil des Ganzen; es ist nur ein Teil des symbolisierten äußeren Dinges.

⁶² GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL (1770-1831) betrachtete das „Eine“, das „Absolute“ von FRIEDRICH WILHELM JOSEF SCHELLING (1775-18534) als so eine Nacht, in der alle Kühe schwarz sind. Hier ist diese Nacht aber ganz konkret gemeint.

In Verknüpfung dieser beiden Dimensionen treffen wir dann auf den Gedanken,

- dass der Teil (das Symbol) auch das Ganze (das symbolisierte Ding) ist;
- aber das Ganze (das symbolisierte Ding) kann nicht sein Teil (das Symbol) sein kann.

Um diesen Gedanken leichter zu verstehen, könnte man sich folgenden Unterschied vor Augen führen:

- ein „Anzeichen“ ist mit dem Ding „unmittelbar“ verknüpft;
- ein „Zeichen“ ist dagegen vom Ding mehr oder weniger isoliert und „vermittelt“ das Ding.

Würden wir nun den Schatten eines Vogels

- nicht als sein unmittelbares mit ihm verknüpftes „Anzeichen“ betrachten,
- sondern als ein von ihm isoliertes „Zeichen“ auffassen,

dann kämen wir zu der Meinung:

- dass ein farbiger Vogel nicht sein farbloser Schatten sein kann!

In diese „Schatten-Form“ würden nämlich Vögel mit ganz verschiedenen Farben passen.

Der Schatten gehöre zwar (als Teil) zum gespiegelten Objekt (zum Ganzen), aber das Objekt (das besondere ganze Einzelding), welches in seinem Schatten (in seinem Teil) nur etwas (einen Teil) von seiner Form zeige, sei nicht sein Schatten (zu dem ja eine ganze Klasse von Dingen passe).

Der Schatten eines fliegenden Vogels gehört aber unmittelbar zum Vogel, wie seine Farbe zu ihm gehört. Als unmittelbares „Anzeichen“ ist daher der Schatten der Vogel.

Das erscheinende „So-Sein des Bewegens eines Vogels“ ist also der „bewegte Vogel“. Das „So-Sein des Bewegens eines Vogels“:

- ist im widerspiegelnden „Da-Sein“ mit dem Vogel „verbunden“
- und im wechselwirkenden „So-Sein“ mit ihm „verknüpft“.

Das „So-Sein des Bewegens eines Vogels“ ist so-seiender Teil eines den Vogel und den Schatten umfassenden konkreten „Geschehens“.

Hier „ist“ aber eigentlich der Teil das Ganze, und das Ganze „ist“ auch sein Teil!

VI.

Diese Identität führt aber gedanklich zu einem weiteren Unterschied.

Die „Erscheinung seines Bewegens“ gehört zwar zum „bewegten Vogel“. Erscheinen kann „für uns“ aber sein Bewegen nur, wenn „für uns“ auch das Gegenteil des Bewegens, nämlich die Ruhe im Umfeld erscheint.

Kein Bewegen (*Yang*) kann „für uns“ als So-Sein im Vordergrund erscheinen, wenn nicht im Hintergrund „für uns“ auch eine Ruhe (*Yin*) erscheint. *Yin* und *Yang* sind auf diese Weise die Bedingung für das Erscheinen eines So-Seins.

Ohne dass auch etwas Anderes als relative Ruhe erscheint, erscheint auch kein Bewegen des „an sich“ bewegten Vogels. Als Erscheinung hebt sich die Bewegung nur von einer Ruhe ab.

Das traditionelle chinesische Denken scheint (bewusst oder unbewusst) von folgenden Gedanken geleitet zu werden:

- der Schatten oder das Spiegelbild eines bewegten Vogels bewegt sich nicht, obwohl der Schatten bzw. das Spiegelbild scheinbar bewegt erscheint;
- der selbst bewegte Vogel kann in seinem So-Sein nur als bewegt (*Yang*) erscheinen, wenn als relativer Kontrast

(ein So-Sein bzw. ein Anders-Sein) eine relative Ruhe (*Yin*) mit-erscheint;

- der Schatten oder das Spiegelbild gehört als „Teil“ eines umfassenden Geschehens zum umfassenden Original und „ist“ somit auch das Original; aber das Original ist als „besonderes“ Ganzes nicht sein Spiegelbild oder sein Schatten. Dieser passt als mehr oder weniger „allgemeines“ Zeichen zu mehreren Vögeln. Der Schatten gehört aber zum Original genau so, wie die Farbe des Originals zum Original gehört;
- das So-Sein des Vogels ist als Teil (als ein Aspekt entsprechend den Bedingungen) auch sein Da-Sein; aber das So-Sein eines Vogels (als ein besonderes Ganzes) ist nicht die Erscheinung des ihm entsprechenden „Teilweisen“ (und damit all-gemeinen) So-Seins.

VII.

In ähnlicher Weise wurde im traditionellen chinesischen Denken zwischen der „Form“ eines Objektes und seiner „Farbe“ unterschieden. In diesem Beachten der Realität bewegte man sich in der „sigmatischen Dimension“ der Zeichen.

Man fragte, wie der Schatten als „Anzeichen“ des fliegenden Vogels mit dem Vogel zusammenhänge.

Der nächste Gedanken-Schritt führte vom „Anzeichen“, das im wechselwirkenden So-Sein mit dem Ding verknüpft ist und diesem unmittelbar „an-liegt“, zum vermittelnden Zeichen, d.h. zum Symbol für eine Klasse von Ereignissen. Zeichen sind vorerst „eigene“ Ereignisse, die in einem daseienden Gesamt-Geschehen mit einem anderen Ereignis im Da-Sein „deutlich“ verbunden werden.

Dies erfolgt ganz ähnlich, wie es das Gedanken-Modell des Entstehens von „bedingten Reflexen“ veranschaulicht. Dort wird ein deutliches neutrales Ereignis (das spätere Symbol) im „Da-Sein“ mit einem emotional (Wert-Sein) geladenen Ereignis „verbunden“.

Ohne dieses „Wert-Sein“ (*Xin*) gibt es kein Symbolisieren und ohne Symbolisieren gibt es kein Erkennen. Das Herz (*Xin*) richtet die Aufmerksamkeit (*Shen*) und die Sinnesorgane.

„Das Herz ist der Herrscher über Körper und Geist, es gibt Befehle, nimmt aber keine Befehle entgegen.“⁶³

Es trat also die Frage auf,

- was „unterscheidet“ (trennt) einerseits den „Schatten“ vom Ding,
- und was „verbindet“ ihn andererseits auch später und unabhängig vom Ding so, dass er das Ding „ist“.

Es muss also etwas geben, das die Beziehung von Teil und Ganzem umkehrt bzw. einseitig macht.

Wie gelingt es, etwas als Symbol „räumlich“ vom Ding abzuheben und es in sich zu verkörpern, es aber so aufzubewahren, dass es aktualisiert die „Zeit überbrückt“ und dann das „ur-sprünglich“ Symbolisierte und Ähnliches auch „ist“.

Symbole ohne diese Leistung des „Verbindens“ sind nämlich als Symbole nur Dinge für sich. Sie sind Informations-Träger ohne Information. Sie sind dann „Nicht-Zeichen“.

„Die Ordnung setzt (also) das Wissen um den rechten Weg (Dao) voraus. Wie erkennt der Mensch den rechten Weg? Antwort: Mit dem Herzen (Xin). Wie aber erkennt das Herz? Antwort: Durch Ruhe bei Leere und Konzentration!...

(Dennoch): Während seines ganzen Lebens nimmt der Mensch Wissen auf. Wissen prägt sich ein, und Einprägen heißt aufspeichern ...

Die Ruhe bei Leere und Konzentration – dieser Zustand heißt große Klarheit.“⁶⁴

Auf diesem Weg des Fragens ging es dann in einem „meditativ-mystischen“ Beachten“ um das Ausloten der „Ur-Sphäre“⁶⁵, in welcher man in einer „großen Klarheit“ ist.

⁶³ Ein Ausspruch von XUN-ZI (ca 313-238 v.Chr.) zitiert in RALF MORITZ: *„Die Philosophie im alten China.“* Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 199

⁶⁴ XUN-ZI. Zitiert in: RALF MORITZ: *„Die Philosophie im alten China.“* Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 200

Damit ist jene innere Verfassung des gewahrenden Menschen gemeint, in der er im unmittelbaren Begegnen „eins ist“ mit dem Objekt seines Beachtens.

In dieser Ur-Sphäre des Gewahrens werden im Gewahrenden die Symbole der Objekte geboren. Diese werden dann im gewahrenden Menschen (über dessen Sinnlichkeit) als „Schatten“ verankert, bzw. verkörpert.

Diese symbolischen Verkörperungen gehören:

- genau so zum symbolisierten Objekt, wie der Schatten oder die Farbe zum Vogel gehören;
- sie sind unter bestimmten inneren Bedingungen des Menschen (in der „großen Klarheit“, in der „meditativ-mystischen“ Verfassung der Ur-Sphäre) dann auch der Vogel (das Objekt), während der Vogel (das konkret Besondere) nicht das Symbol ist.

PAWEL FLORENSKI merkte zu diesem Thema an:

„Die Widersprüchlichkeit jeder Verkörperung besteht eben darin, dass die Verkörperung mehr ist als sie selbst, dass sie zugleich A und mehr als A ist. Als Teil ist jede Verkörperung zugleich ein Ganzes. Ein Teil, der dem Ganzen gleichkommt, wobei das Ganze nicht dem Teil gleichkommt – dies ist die Definition des Symbols. Das Symbol ist das Symbolisierte, die Verkörperung das Verkörperte, der Name das Benannte, umgekehrt aber gilt das nicht – das Symbolisierte ist nicht das Symbol, das Verkörperte nicht die Verkörperung, das Benannte nicht der Name.“⁶⁶

VIII.

⁶⁵ Die ‚Ursphäre‘ sehe ich ähnlich wie EUGEN HERRIGEL. Vgl. EUGEN HERRIGEL: „Ursstoff und Urform. Ein Beitrag zur philosophischen Strukturlehre.“ Tübingen 1926. vgl. auch: EUGEN HERRIGEL: „Die Metaphysische Form. Eine Auseinandersetzung mit Kant.“ Tübingen 1929 und EUGEN HERRIGEL: „Zen in der Kunst des Bogenschießens“. Bern/München/Wien 1973.

⁶⁶ PAWEL FLORENSKI: „Denken und Sprache“. Berlin 1993. Kontext-Verlag (ISBN 3-86161-016-7). S.60.

Der Vogel ist in dieser „*großen Klarheit*“ (als das „konkret Besondere“) nicht seine „allgemeine Bezeichnung“.

Nur rückblickend gesehen (nach der „*Großen Klarheit*“ das Problem überdenkend) umfasst die „Bezeichnung“ eine Klasse von mehreren Dingen, von verschiedenen Vögeln. In der „*Großen Klarheit*“ selbst ist die „Bezeichnung“ aber weg.

In der „Ur-Sphäre“, in der „*Großen Klarheit*“, wird die Bezeichnung nämlich mit dem Ding unmittelbar verbunden und damit zur „Nicht-Bezeichnung“.

Kommt eine solche „Bezeichnung“ nämlich im unmittelbaren Beachten mit dem Ding zusammen (d.h. trifft sie im Gewahren unmittelbar zu), dann ist sie eine „Nicht-Bezeichnung“.

Das unmittelbare Begegnen mit den Dingen lässt den Achtenden nämlich die „vorurteilende Bezeichnung“ vergessen und öffnet zur Fülle des Konkreten.

„Ist eine Bezeichnung mit einem Ding zusammen, ist sie eine Nicht-Bezeichnung.“⁶⁷

Gäbe es aber keine „Bezeichnungen“, dann könnten die Dinge vom Menschen nicht erkannt werden. Dann würde es aber auch kein unmittelbares „Nicht-Bezeichnen“ des konkret Besonderen geben, d.h. es würde auch kein „Loslassen“ von den allgemeinen „Bezeichnungen“ erfolgen können.

Sind die Dinge (ohne einen unmittelbaren Bezug in der Ur-Sphäre) aber „nicht nicht-bezeichnet“, dann bleiben sie nur oberflächlich in die Vor-Urteile des Vorstellens eingeordnet.

„Gibt es keine Bezeichnungen, und Dinge können nicht „bezeichnet“ genannt werden, dann gibt es auch keine Nicht-Bezeichnungen. Gibt es keine Nicht-Bezeichnungen,

⁶⁷ XUN-ZI. Siehe RALF MORITZ: „*Die Philosophie im alten China.*“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 166

sind die Dinge nicht nicht-bezeichnet. Sind die Dinge nicht nicht-bezeichnet, dann sind Bezeichnungen Nicht-Bezeichnungen."⁶⁸

„Bezeichnungen“, die in der Ur-Sphäre unmittelbar zur Welt kommen, sind (in diesem Stadium des Geboren-Werdens) vorerst als „Bezeichnungen“ bloß „Nicht-Bezeichnungen“. Sie treffen wie Eigennamen bloß zu, „bezeichnen“ aber noch keine Klasse von ähnlichen Dingen. Sie treffen nur die Qualität des „einmaligen und unvergleichlich Ganzen“, d.h. die im Augenblick aufblitzende „Soheit“ (*tathata*)⁶⁹ des konkret Individuellen, das als „ununterscheidbar eins mit allem“ unmittelbar da „ist“.

So gibt es für uns im Erkennen kein Ding, das nicht eine „Bezeichnung“ trägt. Aber diese „Bezeichnungen“ sind in der Unmittelbarkeit der Ur-Sphäre für uns „Nicht-Bezeichnungen“.

Die „nicht-bezeichneten“ Dinge sind für uns dann unmittelbar da. Das vorurteilende So-Sein der „Bezeichnungen“ ist dann entweder im „Loslassen“ fort oder noch nicht zur Welt gebracht.

Um aber ein Ding benennen zu können, brauchen wir „Bezeichnungen“. Sind auf der Welt keine Bezeichnungen, dann können die Dinge nicht „Dinge“ genannt werden.

⁶⁸ XUN-ZI. Siehe RALF MORITZ: „*Die Philosophie im alten China.*“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 166

⁶⁹ Die „Singularität“ dieses Zustandes macht ihn, trotz seiner spezifischen qualitativen Fülle (Leere), „unvergleichbar“. Dies führt dazu, dass man ihn (über ihn nachträglich redend) als einen Zustand der „Qualitätslosigkeit“ oder auch einer „Allqualität“ bezeichnete. Man sprach in diesem Zusammenhang auch von „*dharma*“ oder von der alles erfüllenden „*Buddhanatur*“, die allem innewohne. Wer zum Beispiel Bambus malen will, der sollte dies immer wieder tun, um selbst Bambus zu werden. Er solle dadurch mit dem Bambus in seiner „Soheit“ im Augenblick eins werden.

Vom Ausdruck *tathata* ist der Ausdruck *tathagata* abgeleitet, „der wörtlich übersetzt ‚So seiend Kommender‘ bedeutet und den höchsten Ehrentitel des Buddha darstellt.“ Vgl. : WOLFGANG BAUER: „*Geschichte der chinesischen Philosophie*“, München 2006, ISBN 13:978 3 406 54141 4, Seite 179.

„Kein Ding, das nicht Bezeichnung trägt, aber Bezeichnungen sind Nicht-Bezeichnungen. Sind auf der Welt keine Bezeichnungen, können Dinge nicht ‚Dinge‘ genannt werden.“⁷⁰

Sind aber die Dinge in einem unmittelbaren Bezug zur Realität „nicht nicht-bezeichnet“, sondern bloß „Schatten“ aufgesetzter Vorurteile, dann sind die vorurteilenden „Bezeichnungen“ (hinsichtlich der Dinge) auch so etwas wie „Nicht-Bezeichnungen“.

Sie verweisen dann in der „sigmatischen Dimension“ nicht mehr auf die Dinge.

Sie hängen dann vielmehr in der „syntaktischen Dimension“ bloß von anderen „Bezeichnungen“ ab. Diese konstruieren dann, jene definierend, deren „semantische Dimension“.

Die Bezeichnung bekommt dann ihre Bedeutung also nicht vom „nicht-bezeichneten“ Ding, sondern von anderen Bezeichnungen.

IX.

Auf diesem Weg der Analyse der „sigmatischen Dimension“ der Zeichen entdeckte man, vom „nicht-bezeichneten“ Objekt herkommend,

- einerseits, dass das Objekt nicht mit seinem Symbol verwechselt werden darf, weil es dieses im Sinne eines da-seinenden So-Seins eben nicht „ist“.
- andererseits entdeckte man aber auch, dass in der Ur-Sphäre des erkennenden Beachtens das Da-Sein des Symbols sehr wohl mit seinem Objekt identisch ist.

Das Symbol „ist“ daher in jener Ur-Sphäre auch Tat-sächlich das Symbolisierte.

⁷⁰ XUN-ZI. Siehe RALF MORITZ: „Die Philosophie im alten China.“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 166

Das Symbol wird dem Achtenden in der Unmittelbarkeit zur „Nicht-Bezeichnung“ und öffnet zum besonderen Ding hin.

In einem weiteren Gedanken-Schritt ging man dann gedanklich von den im Menschen verkörperten Symbolen zu deren All-Gemeinheit weiter.

Man unterschied hier:

- Namen, die Symbole für etwas Singuläres sind (Eigennamen),
- von jenen Namen, die jeweils eine Klasse von Dingen symbolisieren.

Der Gedanke des „Zusammenhanges von Ding und Schatten“ wurde:

- über Gedanken des „Zusammenhanges von Form und Farbe“;
- nun der Zusammenhang von „verkörpertem Symbol und dem symbolisierten Objekt“, d.h. zum Gedanken des „Zusammenhanges von Name und Form“.

Nun könnte der Satz vom fliegenden Vogel umformuliert werden zu dem Satz:

„Der fliegende Vogel (Objekt) ist nicht ein Vogel (Name)!“ Das konkrete Objekt ist nicht der Name für eine Klasse von Objekten.

IX.

Nun wird der Gedanken-Konflikt deutlich. Einerseits ist das konkret ganze Ding ein umfassendes Ganzes und seine Farben sind zum Beispiel nur seine Teil-Aspekte. Hier ist der Teil das Ganze, weil er im Da-Sein mit ihm verbunden und verknüpft ist, aber das Ganze ist in seinem da-seienden So-Sein nicht das daseiende So-Sein seines Teiles.

Das Ganze wird hier zur „wesentliche Form“, die Farben sind dagegen die austauschbaren unwesentlichen Eigenschaften.

Andererseits ist aber das Symbols eines konkreten Dinges etwas, was allgemein ist und daher austauschbar verschiedene Dinge umfasst. Hier ist das Symbol dann das jeweils symbolisierte konkrete Ding, aber das konkrete Ding ist nicht das Symbol.

- Das Symbol entsteht in einem gemeinsam da-seienden Ereignen eines umfassenden ganzen „Geschehens“.
- Das Symbol „überbrückt im Da-Sein“ die „räumliche Trennung“ von Schatten (Teil) und dem gemeinten anderen Teil (symbolisiertes Objekt) in einem umfassenden Geschehen.
- Später überbrückt das Symbol durch Er-Innern in einer „Großen Klarheit“ eine „zeitliche Kluft“ Es zieht den Er-Innernden in eine zeitlose und raumlose Ur-Sphäre, in ein Da-Sein eines „Raum-Zeit-umfassenden“ Hier und Jetzt.

Der Gedanke des Zusammenhanges von Name und Ding wurde am Beispiel eines „weißen Pferdes“ veranschaulicht. So heißt es bei GONG-SUN LONG-ZI⁷¹...

„Ein weißes Pferd ist nicht ein Pferd!“

Würde man nämlich ein „Pferd“ suchen, dann würde sowohl ein schwarzes als auch ein braunes Pferd passen. Suche man aber ein „weißes Pferd“, dann würde man weder ein braunes noch ein schwarzes Pferd akzeptieren können.

Man knüpfte hier an die Unterscheidung zwischen „Form“ (Ding) und „Farbe“ (Eigenschaft) an. Es wurde dabei angenommen, dass sich ein „Name“ (der sich auf eine Klasse von Dingen beziehe) sich

⁷¹ GONG-SUN LONG-ZI lebte etwa von 320-250 v. Chr. Siehe RALF MORITZ: „Die Philosophie im alten China.“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 157ff

vorwiegend auf die „Form“ beziehe und nicht auf alle konkreten „Eigenschaften“ des besonderen Dinges.

Damit wurde das Problem des „Zusammenhanges von Name und Ding“ auf die Frage des „Zusammenhanges von Allgemeinen und Besonderen“ verschoben.

Hier lässt sich nun deutlich der Unterschied zwischen unserem abendländisch „logischen“ und dem chinesisch „dialektischen“ Denken aufzeigen.

Unserer logisches Denken hat sich insbesondere im Beachten des Zusammenhanges der „syntaktischen“ mit der „semantischen“ Dimension eines Zeichens entwickelt.

- Hier gilt: wenn „A=B“ dann gilt auch „B=A“. Wobei das Zeichen „=“ nicht ein „ist“ im Sinne eines Da-Seins, sondern ein „Entsprechen“ im Sinne eines So-Seins meint.

Ganz anderen Denk-Wegen folgt das dialektische Denken. Dieses hat sich insbesondere im Erforschen der „sigmatischen“ Dimension der Zeichen entwickelt.

- Hier gilt, dass wenn „A=B“ gilt, dann gilt nicht unbedingt auch umgekehrt, dass im So-Sein B auch A „entspricht“ oder im Da-Sein es auch „ist“.

Im Abendlande denken wir hinsichtlich des „Allgemeinen“ anders als das traditionelle chinesisch-dialektische Denken.

- Das Allgemeine ist im westlichen Denken „nicht“ das Besondere. Es ist abstrakt vom Konkreten losgelöst. Das Allgemeine ist entweder ein unerreichbares Vorbild oder es hat einen „Mangel“, weil es von unwesentlichen Eigenschaften des Besonderen abgesehen, d.h. abstrahiert hat.
- In einer realistischen Betrachtung „ist“ (im Sinne des Da-Seins) bei uns daher das Besondere auch das Allgemeine. Dies deswegen, weil wir das Allgemeine als im Besonderen enthalten betrachten. Das weiße Pferd ist daher bei uns ein Pferd. Das So-Sein des Allgemeinen wurde ja aus

dem Besonderen abstrahiert. Das Allgemeine (Symbol) ist dagegen nicht das Besondere (Ding), aber das Besondere (Ding) ist auch das Allgemeine (Symbol)!

Das dialektische Denken geht einer anderen Spur nach.

- Dem weniger reichhaltigen Allgemeinen „genügt“ mehr! Es kann daher nicht nur ein bestimmtes Besonderes sein, sondern Vieles. Dem reichhaltig Besonderen genügt dagegen weniger, bzw. es genügt sich nur selbst. Es kann daher nur es selbst sein.

Diese Sicht war für das traditionelle Denken deswegen von besonderer Bedeutung, weil es ja darum ging, etwas zu finden:

- was als konkrete Ordnung (*Li*) ganz praktisch gedacht wurde und für „alle“ Menschen wirksam gelten sollte.

Im Abendland meinen wir dagegen, dass das Besondere auch das Allgemeine sei. Dies deswegen, weil, wie schon angemerkt, das abstrakte Allgemeine im Besonderen stecke und nur aus ihm herausdestilliert wurde.

Wir denken individualistisch das Allgemeine als selbständig abstrakt und nicht konkret wirksam.

Vor die Frage gestellt, ob nun das Symbol das Ding oder das Ding das Symbol sei, würden wir daher eher dazu neigen, die Ansicht zu vertreten, dass das Symbol nie das Ding sein kann, weil wir an ein „Entsprechen“ denken.

Ganz anders im traditionellen chinesischen Denken:

- hier wurde nicht nach dem „Reichhaltigeren“ gefragt, sondern nach dem, „dem mehr genügen kann“, das mehr Menschen „konkret verbinden“ kann.

Gesucht war etwas konkret Wirksames, das Vieles und letztlich die Gesellschaft als Ordnung auch praktisch „aus-richten“ kann.

Also: dem mehr genügen kann, das kann auch mehr sein.

Es kann dann auch für Viele das „Maß“ gebend sein. Das konkrete Ding genügt sich dagegen nur selbst. Es kann nur es selbst sein. Das Symbol aber, dem kann mehr genügen und deshalb kann es auch mehr sein.

So wurde in Richtung vom Ding zum Namen gedacht. Es wurde:

- das Allen-Gemeine als ein das Besondere „konkret“ Umfassendes betrachtet;
- die konkrete gesellschaftliche Ordnung (*Li*) war (als Teil) das konkret Allen Gemeine, d.h. es war das unmittelbar umfassende Ganze (*Dao*), aber das umfassende *Dao* (als Ganzes) war nicht die konkrete Ordnung *Li* (als Teil-Aspekt des *Dao*);
- das konkrete Symbol war in der Ur-Sphäre das Ding, aber das Ding war nicht das konkrete Symbol;
- das Zeichen war das Bezeichnete, aber das Bezeichnete war nicht das Zeichen;
- die Ordnung (*Li*) war das *Dao*, aber das *Dao* war nicht die Ordnung (*Li*);
- das All-Gemeine war das Besondere, aber das Besondere war nicht das All-Gemeine;
- die Ordnung (*Li*) war das soziale Leben, aber weder das ganze noch das halbe soziale Leben war die Ordnung.

Darum galt es, trotz der Ordnungen, in einer „großen Klarheit“ (*Shen*) unmittelbar (in der Ur-Sphäre des Gewahrens) auf das tatsächliche Leben (*Dao*) hinzuhören.

„Wir sind Papst!“ aber „Ein weißes Pferd ist kein Pferd!“

I.

Was „Wir“ doch alles sind! Sind solche Frohlockungen wie:

„Wir sind Papst!“

im Spaß gesagt oder sind sie ernst gemeint? Aber auch ein Spaß kommt nicht von ungefähr und lässt oft tief blicken.

Ist die im in chinesischen Denken tradierte Behauptung:

„Ein weißes Pferd ist kein Pferd!“

bloß eine listige Provokation?

Wer ist „Wir“ und wer ist „Papst“? Was ist ein „weißes Pferd“, was ist ein „Pferd“?

Alles klar! Aber ist es dies wirklich?

II.

Das traditionelle chinesische Denken bezieht sich insbesondere auf das sprachliche Bewältigen ganz konkreter gesellschaftlicher Probleme. Seine „Logik“ wurde daher auch von dieser Praxis her geprägt.

Wenn wir nun mit unserem abendländischen Denken an jene „logischen“ Bewältigungs-Versuche des traditionellen chinesischen Denkens herangehen, dann projizieren wir jenes Denken aber immer auf unsere von ARISTOTELES herkommende Logik. Diese Logik ist geprägt durch das Wort „ist“.

Westliche Sinologen merken daher beim Betrachten des chinesischen Denkens oft an, dass den CHINESEN ein Äquivalent für unser Wort „ist“ fehle, sie deshalb in ihrem Denken etwas „behindert“ seien und daher die Höhen abendländischer Abstraktion nicht erreicht hätten.

Dies ist mindestens eine sehr voreilige Ansicht, denn die Vieldeutigkeit unseres Wortes „*ist*“ hat uns:

- nicht nur in viele gedankliche Sackgassen geführt;
- sondern auch unser Denken so fixiert, dass wir zum Beispiel dem gedanklichen Anliegen von GONGSUN LONG⁷², der behauptet hat, dass ein „*weißes Pferd*“ kein „*Pferd*“ sei, gar nicht so leicht folgen können (wie Interpretationen westlicher Sinologen deutlich zeigen).

III.

In unserem Denken scheint es nämlich zwingend zu sein, dass, wenn „*A=B*“ gilt, dann auch „*B=A*“ zu gelten habe.

Mit diesem Denken in „*Gleichungen*“ haben wir in unserer naturwissenschaftlich-mathematisch geprägten Technik spektakuläre Höhenflüge erreicht, dafür aber (insbesondere weltweit betrachtet) im sozial-mitmenschlichen Bereich sträflich versagt.

Das traditionelle chinesische Denken war wiederum davon überzeugt, dass die Gesellschaft eine „*hierarchisch gegliederte arbeitsteilige Struktur*“ habe.

Dies sehen wir zwar in unserer Technik und in der verantwortlich produzierenden Arbeit auch so, aber im politisch-sozialen Bereich neigen wir dazu, dies (einer „*Gleichheits-Ideologie*“ folgend) ganz anders zu sehen.

Für die CHINESEN waren die Menschen (ihrer individuellen Leistungsfähigkeit nach) nämlich keineswegs „*gleich*“. An der Spitze der sozialen Hierarchie sollten daher (zum Schutz und zum Nutzen für Alle) jene Menschen tätig sein und selbständige Verantwortung tragen, welche die Fähigkeit hatten, sozial zu denken, auf das Ganze zu schauen und (durch „*Hinhören*“ auf das Ganze) dann auch für

⁷² Gongsun Long (KUNG SUN LUNG) lebte ca. von 320 bis 250 v. Chr.

das Ganze „verantwortlich“ vorzuschauen und für das „Überleben“ aller Menschen nachhaltig „vorzusorgen“.

Das praktische Problem war es aber (wie überall auf der Welt), solche Menschen zu finden, bzw. auszubilden und dann an jene Stellen zu setzen, für die sie tatsächlich geeignet waren, und bei Nicht-Eignung von diesen Stellen wieder zu entfernen, bzw. Vetternwirtschaft, ausbeutenden Machtmissbrauch, Verschwendung und Schmarotzertum zu verhindern.

Von chinesischen Denkern wurde daher den sogenannten „Edlen“ immer wieder ein Bild vorgehalten, in welchem eindringlich davon geredet wurde, wie sie sein „sollten“, weil offensichtlich die gesellschaftlichen Tatsachen diesem Wunschbild total zuwiderliefen.

Besonders der Kaiser sollte die Fähigkeit haben, „hinhörend“ mit dem Ganzen (*dao*) und im Besonderen, wie es MENZIUS in den Vordergrund stellte, mit dem „Volk“ auch „eins zu werden“.

Der Kaiser sollte also in diesem „hinhörenden Einswerden“ das „Volk“ dann „als“ sich selbst lieben⁷³. In diesem Hinhören „ist“ dann der Kaiser das Volk. Er „ist“ dann auch „Symbol des Volkes“.

In dieser Blickrichtung konnte der Kaiser also sagen:

„Ich bin das Volk!“

Aber in der umgekehrten egozentrierten Blickrichtung konnte er (rücksichtslos an sich raffend) nicht sagen:

„Das Volk, das bin ich!“

Das Volk konnte wiederum nicht sagen:

„Wir sind Kaiser!“

Dagegen konnte es sehr wohl sagen:

„Wir sind das Ganze, wir sind das Volk!“

⁷³ Es geht also nicht darum, an der „egozentrierten Eigen-Liebe“ Maß zu nehmen und dann „vorsätzlich“ zu versuchen, diese auf die Anderen hin zu erweitern. Dies würde als Imperativ nämlich nur bedeuten, die Anderen „wie“ sich selbst zu lieben. Es geht vielmehr darum, die Anderen in einer Identifikation unmittelbar „als“ sich selbst lieben. Dies ist ein radikaler Unterschied!

Genau so, wie:

- das „Symbol“ zwar „vereinend und hinweisend“ das „Symbolisierte“ ist,
- aber die „symbolisierte Realität“ nicht das „Symbol“ ist.⁷⁴

Genau so könnte:

der „Papst“, als ein „symbolhafter Mensch“ sagen:

- „Ich bin ein Deutscher!“⁷⁵
- ganz ähnlich wie JOHN FITZGERALD KENNEDY im Jahre 1963 gesagt hat: „Ich bin ein Berliner!“, um seiner Fürsorge für BERLIN Ausdruck zu verleihen.

aber die „Deutschen“ könnten nicht sagen:

- „Wir sind Papst!“

IV.

Wir sind in unserem Denken bereits auf bestimmte „begriffliche Schubladen“ fixiert. Wird irgendwo etwas über das „Wahrnehmen“ erzählt, dann machen wir sofort die Schubladen „subjektiv“ und „objektiv“, sowie die Schubladen „Begriff“ und „Realität“ auf.

In unserer vermeintlich besserwissenden Klugheit verrennen wir uns dadurch, und wir können dann gar nicht mehr hinhören auf das, was der Andere tatsächlich denkt und meint.

Im traditionellen chinesischen Denken wurde zum Beispiel ebenfalls aufgezeigt, dass das, was wahrgenommen wird, sowohl von uns selbst, als auch von der äußeren Realität abhängig ist.

⁷⁴ zum Verhältnis von Symbol und Symbolisiertem vergleiche: PAVEL FLORENSKIJ: „Die Ikonostase. Urbild und Grenzerlebnis im revolutionären Russland“. Stuttgart 1988. ISBN 3878385870 sowie PAWEL FLORENSKI (Hrsg. SIEGLINDE und FRITZ MIERAU): „Denken und Sprache“. Berlin 1993, ISBN 3-86161-016-7 und PAWEL FLORENSKI (Hrsg. SIEGLINDE und FRITZ MIERAU): „Pawel Florenski – Leben und Denken“ 2 Bde. Ostfildern 1995 und 1996. ISBN 3-930717-18-2 und ISBN 3-930717-19-0.

⁷⁵ Die Frage ist natürlich, ob der Papst dies auch im staatlichen Sinne ebenfalls sagen könnte, denn es scheint fraglich, ob auch ein Staatsoberhaupt (des Kirchenstaates) eine doppelte Staatsbürgerschaft haben kann, oder ob er sich für die entscheiden muss, deren „Symbol“ er ist.

Wenn wir zum Beispiel ein Pferd sehen, dann hänge das uns erscheinende „*Sosein des Pferdes*“ nicht nur vom Pferd, sondern auch ganz konkret von uns selbst ab.

Unsere tatsächlichen (unsere realen) Augen müssen dem tatsächlichen (dem realen) Pferd „*real begegnen*“. Habe ich „*real*“ keine Augen, dann erscheint für mich das Pferd ganz anders, z.B. wenn ich es nur rieche, höre und/oder mit Händen begreife.

Dies hat nun überhaupt noch nichts mit dem sogenannten „*Subjektiven*“ zu tun, womit gemeint wäre, dass auch meine im Gedächtnis gespeicherte Erfahrung am Gestalten des wahrgenommenen Bildes mitwirke.

Auch mit der „*Achtsamkeit*“ (*shen*) hat dies ebenfalls noch nichts zu tun, denn auch ein Blinder nimmt mit seinen „*realen Sinnesmöglichkeiten*“ auch nur in dem Maße differenziert wahr, als er von einer „*widerspiegelnden Meta-Position*“ her auch „*achtsam bei der Sache ist*“.

Das Wahrnehmen ist daher vorerst ein unmittelbares und wechselwirkendes „*reales Begegnen*“ zweier „*realer Tatsachen*“, d.h. meiner „*realen Sinnesorgane*“ mit der „*realen äußeren Welt*“.

V.

Eine als etwas „*Eigenes*“ wahrgenommene Tatsache unterscheidet sich als eine „*reale Figur*“ aber auch von einem ebenfalls „*realen Hintergrund*“.

Das „*Eigene der Tatsache*“ tritt hervor wie eine Figur aus einem mehr oder weniger einheitlichen Nebel.

Dies geschieht ganz ähnlich, wie ein nahendes Flugzeug am Himmel plötzlich sichtbar wird, oder wie es beim Entfernen plötzlich verschwindet:

- es taucht nie aus einem sogenannten „Nichts“ auf;
- sondern immer nur aus einem für mich „*einheitlichen und ebenfalls realen*“ Hintergrund;
- das nahende Flugzeug war bloß „*für meine Augen*“ als etwas „*Eigenes*“ vorher für mich „*nicht da*“;
- es kam aber „*für mich*“ nicht aus einem sogenannten „Nichts“.

Im Winter kann man dies beim Skilaufen im starken Nebel gut nachempfinden, zum Beispiel, wenn Skiläufer oder Lift-Gondeln plötzlich aus dem Nebel auftauchen und in ihm wieder verschwinden.

Hierher gehört der chinesische Begriff „*Von-selber-so-Sein*“ (*ziran*), der auf das „*Entstehen in einem tatsächlichen Begegnen*“ abhebt, wie es zum Beispiel beim „*Begegnen*“ von sogenannten „*Samen-Essenzen*“ (*jingqi*), wie männlichem Samen und weiblicher Eizelle, geschieht⁷⁶.

VI.

Wenn ein Kind sein erstes Säugetier, zum Beispiel in Form eines einzigen Hasen, sieht, dann taucht auch für das unerfahrene Kind, wie aus einem Nebel, plötzlich ein ganz „undifferenziert-globales Bild“ des Hasen auf.

Verschwindet der Hase aus dem Gesichtsfeld des Kindes, und erscheint dann ein anderer Hase, dann glaubt das Kind, dass dies der selbe Hase sei, den es vorher in seinem Bewegen beobachtenden gefolgt ist.

Das Kind hat sich nämlich in seinem „*Bild des Hasen*“ noch keine „*Merkmale*“ erarbeitet, nach denen es unterschiedliche Exemplare „*für sich*“ festhalten könnte.

Ganz ähnlich geschieht es, wenn man zum Beispiel als EUROPÄER das erste mal in seinem Leben im Film CHINESEN sieht, und wenn dann „*gleich angezogene*“, d.h. uniformier-

⁷⁶ Vgl. WOLFGANG BAUER: „*Geschichte der chinesischen Philosophie*“, München 2006, ISBN 13:978 3 406 54141 4, Seite 136.

te CHINESEN ins Blickfeld kommen. Man braucht dann einige Zeit, um „für sich“ einige Unterscheidungs-Merkmale festzuhalten.

Der erste Begriff, den sich ein Kind von einem konkreten Hasen gemacht hat, ist also ein sehr globales, aber konkretes „*Symbol für den Hasen*“, welches das Kind oft mit dem äußeren Ausruf: „*Da!*“ begleitet.

Das, was dann später für „*allen Hasen*“ ihr „*Gemeinsames*“ (d.h. für sie das „*Allgemeine*“, welches dann die „*Klasse aller Hasen*“ bestimmt) ist:

- das bildet sich also zeitlich vor der „*Klasse besonderer Hasen*“, zum Beispiel vor der „*Klasse der weißen Hasen*“ (obwohl der erste Hase dabei durchaus real ein weißer Hase gewesen sein kann!).

Das „*Allgemeine*“ wird (auf diesem Weg!) im Differenzieren immer wieder „*hinter sich gelassen*“. Es wird „*auf diesem Wege*“ keineswegs aus verschiedenen realen Exemplaren als das sogenannte „*Allgemeine*“ herausdestilliert.

Dadurch wird aber auch der „*Name*“ immer wieder beim Allgemeineren zurück gelassen. Er wird dann zum Namen für eine „*relativ allgemeinere Klasse*“. Diese Klasse ist dann bestimmt durch etwas „*Allgemeines*“ (etwas allen Exemplaren dieser Klasse „*Gemeines*“). Dieses „*Gemeine*“ fasst dann verschiedene Exemplare zu einer Klasse zusammen und „*benennt sie gleich*“.

Für die neue und besondere Unter-Klasse gilt es daher nun einen neuen Namen zu suchen. Es würde nämlich nur Verwirrung stiften, wenn man beide Klassen mit dem selben Namen benennen und sie dadurch wie „*identische*“ Klassen behandeln würde.

Wenn nun behauptet wird, dass das „*weiße Pferd*“ kein „*Pferd*“ sei:

- dann ist damit also keineswegs das „*Verhältnis von der Realität zum Namen*“ (d.h. von der Ding-Ebene zur Begriffs- bzw. Denk-Ebene) angesprochen, wie man es in westlichen Büchern zur chinesischen Philosophie immer wieder lesen kann;
- sondern das Verhältnis vom „*Namen einer besonderen Klasse*“ zum „*Namen für eine diese Klasse umfassende relativ-allgemeinere Klasse*“ von Tatsachen.

In einem Text gibt GONGSUN LONG folgende Antwort:

*„Pferd‘ noch nicht mit ‚Weiß‘ verbunden ist ‚Pferd‘.
 ‚Weiß‘ noch nicht mit ‚Pferd‘ verbunden ist ‚Weiß‘.
 Wenn aber ‚Pferd‘ und ‚Weiß‘ verbunden werden, so ergibt sich der Doppelbegriff ‚weißes Pferd‘.
 Das Verbundene jedoch mit dem Nichtverbundenen zu bezeichnen, ist unzulässig.“⁷⁷*

Ähnliche Benennungs-Fehler begehen wir in unserem westlichen Denken aber auf Schritt und Tritt:

- ein „*Rechteck*“ ist für uns zum Beispiel ein „*Viereck*“ mit „*vier gleichen Winkeln*“. (Sagen wir: ein „*Pferd*“);
- wenn nun zusätzlich alle „*vier Seiten gleich lang*“ sind (sagen wir: „*weiß*“ sind), dann sprechen wir von einem „*Quadrat*“ (sagen wir: von einem „*weißen Pferd*“);
- aber alle „*anderen Rechtecke mit verschiedenen langen Seiten*“ (sagen wir: die „*bunten Pferde*“), diese nennen wir dann ebenfalls „*Rechtecke*“ (sagen wir: „*Pferde*“).

Wir formulieren dann den Satz:

„Das ‚Quadrat‘ ist ein ‚Rechteck‘!“

Dies kann aber:

- sowohl bedeuten: „*Das ‚weiße Pferd‘ ist ein ‚Pferd‘ !“*
- als auch: „*Das ‚weiße Pferd‘ ist sogar ein ‚buntes Pferd‘!“*

⁷⁷ Aus: GONGSUNLONGZI „*Bai malun*“. Zitiert in WOLFGANG BAUER: „*Geschichte der chinesischen Philosophie*“, München 2006, ISBN 13:978 3 406 54141 4, Seite 80.

Mit dem gleichen uns bereits zur Gewohnheit gewordenen „*Begriffs- bzw. Namens-Wirrwarr*“ reden wir dann auch über das „*Parallelogramm*“, den „*Rhombus*“ und das „*Quadrat*“.

Damit ist eigentlich schon vorprogrammiert, dass den Kindern in der Schule ein „*selbständig-anschauliches Mitdenken*“ erschwert wird.⁷⁸

Wir können daher auch schwer (oder nur mit abwehrenden Unlustgefühlen) den Gedanken von GONGSUN LONG folgen, wenn er weiter sagt (soweit die Übersetzungen überhaupt den Gedanken von GONGSUN LONG treffen!):

*„'Pferd' schließt nicht Farben aus.
Sowohl ein gelbes als auch ein schwarzes Pferd entspricht.
'Weißes Pferd' hingegen schließt (andere) Farben aus. So entsprechen gelbes und schwarzes Pferd ihrer Farbe wegen nicht.
Allein ein weißes Pferd ist nicht zutreffend.
Das was nicht (Farben) ausschließt, kann nicht das gleiche sein, was (Farben) ausschließt.
Deshalb ist ein weißes Pferd nicht ein Pferd.“⁷⁹*

Oder:

*„Sucht jemand ein Pferd, so kann man ihm auch ein gelbes oder ein schwarzes geben.
Sucht einer ein weißes Pferd, so kommt ein gelbes oder schwarzes Pferd nicht in Frage.
Wenn ein weißes Pferd ein Pferd ist, so ist das, was man sucht gleich.
Wenn das, was man sucht gleich ist, so ist ein weißes Pferd nicht von einem Pferd verschieden.“*

⁷⁸ Vgl. hierzu meine beiden Texte: „Über die Magie ‚im Namen des Rhombus‘. Zum Anliegen des ‚Richtigstellens der Begriffe‘ bei KONFUZIUS“ und „Was ist ‚senkrecht‘. Auch ein Gedanke zum Anliegen des ‚Richtigstellens der Begriffe‘ bei KONFUZIUS“ Zum kostenlosen Downloaden aus dem Internet auf www.tiwald.com im Ordner „China-Dialoge“.

⁷⁹ Nach TAN JIE-FU: *Xing-ming-fa-wie*. Peking 1957, S. 16-21.. Zitiert in: RALF MORITZ: „Die Philosophie im alten China.“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 165.

Wenn aber das, was man sucht, nicht verschieden ist, wie-so kommt dann ein gelbes oder schwarzes Pferd einmal in Frage und einmal nicht in Frage?

In-Frage-Kommen und Nicht-in-Frage-Kommen – das schließt sich gegenseitig aus;

Das ist wohl einleuchtend.

- *So kann man ein gelbes Pferd und ein schwarzes Pferd als gleich betrachten und sagen, dass man ein Pferd hat.*
- *Aber man kann nicht behaupten, dass man ein weißes Pferd hat.*

*Deshalb ist ein weißes Pferd offenkundig kein Pferd.*⁸⁰

VII.

Das, was (wie schon aufgezeigt) erst später das „Allgemeinere“ wird, ist im unmittelbaren „Erst-Gewahren“ einer „konkreten Tatsache“ eine „tolerante und globale Wahr-Nehmung“.

Erst wenn in diesen Tatsachen dann „gesonderte“ Tatsachen als „besondere“ Tatsachen „vor Handen“ sind und achtsam (*shen*) unterschieden werden, erst dann erhält das vorerst global erschienene Exemplar besondere Merkmale.

Durch diese „besonderen Exemplare“ entstehen dann neue Klassen von relativ besonderen aber einander ähnlichen Exemplaren.

Das „Globale“ trifft dann auf alle inneren „relativ besonderen Klassen“ zu.

Deshalb kann gesagt werden:

- *„Ein Pferd ist auch ein weißes Pferd!“*

Es kann aber nicht gesagt werden:

- *„Ein weißes Pferd ist ein Pferd!“*,
- *denn dann würde ein „weißes Pferd“ ja auch ein „braunes Pferd“ sein;*
- *denn ein „Pferd“ ist ja auch ein „braunes Pferd“.*

⁸⁰ ⁸⁰ Nach Tan Jie-fu, Xing-ming-fa-wie, Peking 1957, S. 16-21. Zitiert in: RALF MORITZ: „Die Philosophie im alten China.“ Berlin 1990. ISBN 3-326-00466-4. S. 164.

Das „*allen Exemplaren Gemeine*“ trifft auf jedes Exemplar zu. Das „*jeweils Besondere*“ ist aber „*nicht identisch*“ mit dem „*allen Exemplaren Gemeinsamen*“.

Beim Wahrnehmen und beim Denken werden immer nur „*relativ allgemeine Klassen*“ miteinander verglichen. Nie können aber die Tatsachen selbst gedanklich „*verglichen*“ werden!

Hat mein von einer Tatsache keine „*relativ allgemeine Klasse*“ gebildet und diese nicht mit einem „*Namen*“ belegt, dann ist auch kein gedanklich unterscheidendes Vergleichen möglich.

Man kann sich daher als „*Selbst*“ nie mit Anderen gedanklich „*vergleichen*“.

Gedanklich vergleicht man nämlich immer nur das, was man „*von sich hält*“, d.h. in welche Klassen man sich gedanklich eingeordnet hat.

Hier kann man dann eben, von einem Wahn verleitet, vollkommen in die Irre geraten.

Man „*selbst*“ ist weder ein „*Pferd*“, noch ein „*weißes Pferd*“. Als „*Tat-Sache*“ ist man in seiner Einmaligkeit ein unvergleichbarer und eigentlich „*namenloser*“ Einzelfall.

Mein „*Eigen-Name*“:

- verbindet mich nicht im „*Raum*“ mit einer „*Klasse ähnlicher Exemplare*“;
- sondern er verbindet bloß in der „*Zeit*“ mein eigenes „*Werden*“, meinen eigenen „*Wandel*“.

Erst wenn ich mir (im „*Raum*“ oder in der „*Zeit*“) eine „*besondere Bedeutung*“ (*zhi*, Grundbedeutung: „*Finger*“, „*zeigen*“)⁸¹ beimesse, also in mir eine Verknüpfung (*jian*) zwischen einer „*besonderen Tatsache in mir*“ und einer anderen Tatsache (als ein für die erste „*relativ allgemeines und umfassendes Symbol*“) selbst aktiv herstelle, erst dann

⁸¹ Vgl WOLFGANG BAUER: „*Geschichte der chinesischen Philosophie*“, München 2006, ISBN 13:978 3 406 54141 4, Seite 81.

kann ich jenes benennen, vergleichen, denken, aber auch irren.

Über die Magie „im Namen des Rhombus“ - Zum Anliegen des „Richtigstellens der Begriffe“ bei KONFUZIUS

Dieser Text ist soll Anlass zum Mitdenken sein. Das Thema ist nicht spektakulär und nicht faszinierend. Es ist eher „fadede“.

Dieser Text könnte daher eine gute Gelegenheit sein, die Achtsamkeit auf den Prüfstand des „Faden“⁸² zu bringen.

I.

Das Vergeben eines Namens ist zwar willkürliche Vereinbarung, aber immer unter der Berücksichtigung seines bisherigen Gebrauches.

Würde man zum Beispiel heute mit demokratischer Mehrheit bestimmen, dass man das, was man früher allgemein mit dem Wort „Tisch“ bezeichnet hat, nun mit dem Wort „Stuhl“ zu bezeichnen habe, weil ja in der Regel beides vier Beine habe, dann würde dies zumindest vorübergehend arge Verwirrung stiften.

Vier Beine zu haben, das kann allerdings sowohl auf den Tisch, als auch auf den Stuhl zutreffen. Vier Beine zu haben macht aber weder den Stuhl noch den Tisch aus, auch ein Kamel hat vier Beine.

So ist es zwar „zutreffend“, dass der „Deutsche“ ein „Europäer“ ist.

Aber diese Aussage trifft auch auf andere Nationen zu. Alle diese Nationen bilden die „Menge der Europäer“. Diese mehrere Nationen umfassende Menge ist dann eben die Menge jener Nationen, für die es eben „zutrifft“, auch „Europäer“ zu sein.

⁸² Zur Bedeutung des „Faden“ für die Entfaltung der Achtsamkeit vgl. Francois Jullien: „Über das Fade – eine Eloge. Zu Denken und Ästhetik in China“. Berlin 1999. ISBN 3-88396-151-5.

Man könnte nun das Merkmal „*Europäer zu sein*“ aus politischen Gründen beim „*Deutschen*“ aktuell in den Vordergrund stellen. Aber dieses Merkmal alleine „*definiert*“ dann den „*Deutschen*“ noch nicht, denn das Verhältnis ist nicht umkehrbar:

- weil jeder „*Deutsche*“ ein „*Europäer*“ ist,
- deswegen ist noch lange nicht jeder „*Europäer*“ ein „*Deutscher*“.

Man kann daher den Namen „*Deutschland*“ nicht an die Stelle des Namens „*Europa*“ setzen. (Was vielleicht der Traum manches großmacht-süchtigen Politikers gewesen sein mag.)

Ganz ähnlich verhält es sich mit den geometrischen Figuren.

Seit langem versteht man ganz eindeutig:

- unter einem „*Quadrat*“ ein „*gleichseitig **und** gleichwinkeliges Parallelogramm*“;
- unter einem „*Rhombus*“ verstand man aber genau so eindeutig ein „*gleichseitig **und** schiefwinkeliges Parallelogramm*“.

Die Parallelogramme kann man nun ebenfalls, wie die Länder Europas, unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten in verschiedene Mengen aufteilen, bzw. zusammenfassen.

Wenn man dies nun tut, dann sollte man für diese neuen Mengen aber auch neue Namen suchen!

Es verwirrt nämlich nur, wenn man den Namen „*Rhombus*“, der traditionell fest vergeben ist, nun für eine neu gebildete Menge von Parallelogrammen einführt.

Man könnte nämlich genau so gut den Namen „*Quadrat*“ rauben und (mit dem gleichen Recht, bzw. Unrecht) mit ihm die „*Menge der gleichseitigen Parallelogramme*“ bezeichnen.

Diese nun als „*Quadrate*“ bezeichnete neue Menge könnte man dann ebenfalls einteilen in:

- „*gleichwinkelige Quadrate*“ (in die „*Quadrate alter Bezeichnung*“);
- und in „*schiefwinkelige Quadrate*“ (in die „*Rhomben alter Bezeichnung*“).

Die Verwirrung wäre die gleiche! Hier würde sie bloß deutlicher in die Augen springen.

II.

In der Schulmathematik versteht man heute unter einem „*Rhombus*“ offensichtlich etwas anderes, als man früher darunter verstand.

Es geht daher um die Frage, warum hat man:

- früher unter einem „*Rhombus*“ ein „*schiefes-gleichseitiges Parallelogramm*“ verstanden;
- und versteht heute darunter nur mehr ein „*gleichseitiges Parallelogramm*“, wodurch nun das „*Quadrat*“ zu einem „*Rhombus*“ wurde?
- Und warum werden an jenen Stellen, wo heute „*Rhomben*“ und „*Rhomboide*“ in neuer Art eindeutig als jene Mengen definiert werden, die jeweils sowohl „*gleichwinkelige Parallelogramme*“, als auch „*nicht-gleichwinkelige Parallelogramme*“ umfassen, zur Veranschaulichung dieser Begriffe immer noch Exemplare „*schiefwinkliger Parallelogramme*“ gewählt?
- Warum macht man dies, obwohl sich jene neuen „*abstrakten Mengen*“ gar nicht mehr „*exemplarisch veranschaulichen*“ lassen? Diese heute trotzdem gewählten Veranschaulichungen „*treffen zwar zu*“ und sind deshalb nicht falsch, aber sie „*definieren*“ den Begriff nicht mehr durch eine „*exemplarische Veranschaulichung*“. Sie verwirren nur!
- Um auf die Änderung aufmerksam zu machen, wäre es hilfreicher gewesen, heute zur Veranschaulichung von „*Rhombus*“ und „*Rhomboid*“ ein „*Quadrat*“ und ein

„Rechteck“ zu wählen, was genau so wenig falsch gewesen wäre.

- Und warum ist diese neue Benennung nicht einheitlich. In neuen Publikationen findet man nämlich sowohl die alte Auffassung, als auch die neue Auffassung.
- Hat sich die Änderung noch nicht herumgesprochen, oder ist sie bloß ein Alleingang einer Gruppe von Experten?

III.

In älteren Lexika (wie zum Beispiel: *BROCKHAUS*, *BERTELSMANN* und *DUDEN*) bekommt man nämlich (über Querverweise zu den Begriffen „Parallelogramm“, „Rechteck“, „Quadrat“, „Raute“ und „Rhombus“) die Information, dass es vier Arten des *Parallelogramms* gibt:

- das „gleichseitig-rechtwinkelige Parallelogramm“ mit dem Namen „Quadrat“;
- das „ungleichseitig-rechtwinkelige Parallelogramm“ mit dem Namen „Rechteck“;
- das „gleichseitig-schiefe Parallelogramm“ mit dem Namen „Rhombus“;
- das „ungleichseitig-schiefe Parallelogramm“ mit dem Namen „Rhomboid“.

So steht auch im 16-bändigen „*BROCKHAUS*“ aus dem **Jahre 1895**:

„Besondere Formen des Parallelogramms sind Quadrat, Rechteck und Rhombus.“

„Rechteck: Rektangel, Orthogon, Oblongum, ein Parallelogramm, dessen Winkel Rechte sind: Werden bei einem Rechteck auch die Seiten gleich, so erhält man ein Quadrat.“

„Rhombus: Ein Parallelogramm mit schiefen Winkeln und gleichen Seiten. Rhomboid ein solches mit schiefen Winkeln und ungleichen Seitenpaaren.“

In der neubearbeiteten 8. Auflage des 5-bändigen *BROCKHAUS* aus dem **Jahre 1994** werden mit den Namen „Rechteck“, „Rhombus“ und „Rhomboid“ nun „zusammenfassende Gruppen“ benannt:

- für ein „Rechteck“ ist es nun nicht mehr wichtig, dass seine Seitenpaare ungleich lang sind;
- für den „Rhombus“ ist es nun nicht mehr wichtig, dass er auch schiefe Winkel hat;
- und für das „Rhomboid“ ist es nun ebenfalls nicht mehr wichtig, dass es ebenfalls schiefe Winkel hat.

Das Merkmal eines „*schiefen Winkels*“ wird nicht mehr erwähnt. Es heißt dort:

„Parallelogramm: ein Viereck, bei dem je 2 sich gegenüberliegende Seiten parallel und gleich lang sind;

„Quadrat: ebenes Viereck mit 4 gleichen Seiten und vier rechten Winkeln“

„Rechteck: Orthogon, ein Parallelogramm mit vier rechten Winkeln.“

„Rhombus, Raute, Parallelogramm mit 4 gleich langen Seiten.“

„Rhomboid: Parallelogramm mit ungleichen Seitenpaaren.“

Wenn man unterstellt, dass diese Beschreibungen der geometrischen Figuren nicht nur „*wahre Sätze*“ sind, die bloß **auch** zutreffen, sondern „*Definitionen*“ sein sollen, die **nur** auf den definierten Sachverhalt zutreffen, dann bedeutet dies:

- dass das „Quadrat“ sowohl ein „Rechteck“ als auch ein „Rhombus“ ist;
- dass dagegen aber weder der „Rhombus“ ein „Rhomboid“, noch das „Rhomboid“ ein „Rhombus“ ist;
- dafür sind aber manche „Rechtecke“ (die „Nicht-Quadrate“) nun ein „Rhomboid“, und andere „Rechtecke“ (die „Quadrate“ sind) sind nun „Rhomben“.

Die Meinung, dass ein „Quadrat“ ein „Rhombus“ ist, wird heute im **Jahre 2007** auch von WIKIPEDIA (www.wikipedia.org.) vertreten.

Dort heißt es:

„Eine Raute oder Rhombus ist ein ebenes konvexes Viereck mit vier gleich langen Seiten (gleichseitiges Viereck), bei

dem beide Diagonalen Symmetrieachsen sind. Für jede Raute gilt: gegenüberliegende Seiten sind parallel. Die Diagonalen stehen aufeinander senkrecht und halbieren einander. Gegenüberliegende Winkel sind gleich groß. Benachbarte Winkel ergeben zusammen 180° . Jeder Innenwinkel wird durch eine Diagonale halbiert. Eine Raute besitzt einen Innkreis. Die Raute ist ein Spezialfall des Drachenvierecks, des Parallelogramms und des Trapezes. Eine spezielle Raute ist das Quadrat."

Im aktuellen „SCHÜLER-LEXIKON“ von DUDEN aus dem **Jahre 2004** kann man dagegen lesen:

„Rhombus (Raute): ein schiefwinkeliges Parallelogramm mit vier gleich langen Seiten. Im Rhombus stehen die Diagonalen aufeinander senkrecht.“

Die gleiche Meinung wird auch heute noch im **Jahre 2007** im Internet unter www.allgemeinbildung.ch vertreten.

Dort heißt es:

„Der Rhombus ist ein Parallelogramm. Es wird gebildet aus vier Seiten, die gleich lang sind. Gegenüberliegende Seiten sind parallel. Keine der Ecken bildet einen rechten Winkel. Die Summe aller Winkel beträgt 360 Grad. Der Rhombus hat 2 Diagonalen, die unterschiedlich lang sind. Sie schneiden sich rechtwinkelig.“

Beim Lesen dieses Eintrages entwickelt sich jene alte Auffassung:

- dass das „Quadrat“ ein besonderes „Rechteck“,
- und dass der „Rhombus“ ein besonderes „Rhomboid“ sei.

Gedanklich werden dabei:

- einerseits die „rechtwinkelligen Parallelogramme“
- und andererseits die „schiefen Parallelogramme“

jeweils zu einer Gruppe zusammengefasst.

Die andere Auffassung dagegen, die heute im „WIKIPEDIA“ zu lesen ist und welche heute, im **Jahre 2007**, die Lehre der Geometrie an Schulen prägt, fasst zuerst:

- die „*gleichseitigen Parallelegramme*“ zu einer Gruppe zusammen und nennt diese Gruppe nun etwas verwirrend „*Rhombus*“.

Dadurch wird nämlich der Name „*Rhombus*“, der früher an das „*schiefe-gleichseitige Parallelogramm*“ vergeben wurde, nun zum Namen für eine „*Gruppe von Parallelogrammen*“, die:

- sowohl die „*gleichseitig-schiefen Parallelegramme*“
- als auch die „*gleichseitig-rechtwinkligen Parallelegramme*“

umfasst.

Dadurch wurde nun das „*Quadrat*“ zu einem „*besonderen Rhombus*“.

Es stellt sich nun die Frage, aus welchem Grunde:

- heute die Zusammenfassung bzw. die Unterscheidung der verschiedenen Parallelegramme nach ihrer „*Gleichseitigkeit **oder** Un-Gleichseitigkeit*“;
- der früheren Unterscheidung nach „*Rechtwinkeligkeit **oder** Nicht-Rechtwinkeligkeit*“

vorgezogen wird, und warum auch umgangssprachlich bereits fest belegte Namen („*Rhombus*“ und „*Rhomboid*“) ohne mathematische Notwendigkeit (denn die Wahl eines Namens ist immer willkürliche Vereinbarung!) nun anderen Sachverhalten zugeordnet wurden.

IV.

Im Laufe meines Lebens wurde ich drei mal in die Grundlagen der Geometrie eingeführt:

- zuerst selbst in meiner eigenen Jugend;
- dann beim Mitlernen mit meinen Kindern;
- und nun beim Mitlernen mit meinem Enkelkind.

Auf diese Weise lernte ich drei unterschiedliche Herangehensweisen kennen.

V.

Die Einführung, die ich selbst erlebte, setzte bei dem an, was uns als Kindern ohnehin schon aufgefallen war, dass es nämlich verschiedene Vierecke gibt.

Besonders aufgefallen waren uns jene Figuren, von denen wir später in der Schule erfuhren, dass sie als „Trapez“, „Drachenviereck“, „Parallelogramm“ und als „Rechteck“ benannt wurden.

„Parallelogramme“ und „Rechtecke“ schienen gewissermaßen zusammen zu gehören, denn sie hatten beide zwei Paare paralleler Seiten.

Der Unterschied zwischen beiden war ja bloß, dass:

- das „Rechteck“ vier gleiche Winkel,
- das „Parallelogramm“ dagegen zwei spitze Winkel und zwei stumpfe Winkel hatte.

Das „Parallelogramm“ war gewissermaßen ein schief gedrücktes „Rechteck“, bzw. das „Rechteck“ war der Sonderfall eines „Parallelogramms“, welches gerade aufgerichtet war, so dass nun alle Winkel gleich groß waren.

Unter den vielen „Parallelogrammen“ gab es also, wenn man nur die Winkel beachtete, **nur ein einziges** mit vier gleichen Winkeln.

Also schien es gerechtfertigt, den Namen „Parallelogramm“ **auch** als „Oberbegriff für alle Vierecke mit zwei Paaren paralleler Seiten“ zu nehmen, denn es gab ja (wenn man nur die Winkel beachtete) in dieser Menge nur einen einzigen Fall, der vier gleiche Winkel hatte. Dieser Sonderfall bekam dann den Namen „Rechteck“.

Als Nächstes wurde uns dann nahe gebracht, dass, **wenn man auch die Seitenlänge berücksichtige**, man im „Rechteck“ (d.h. im „gleichwinkligen Parallelogramm“) wiederum weitere „Parallelogramme“ unterscheiden könne.

Auf diese Weise wurde nun die Menge der „Rechtecke“ sichtbar, in der sich wiederum ein einziger Sonderfall zeigte, nämlich das sogenannte „Quadrat“, bei dem alle vier Seiten gleich lang sind.

Wir hatten also bis dahin die Menge der „Parallelogramme“ mit dem Sonderfall „Rechteck“ kennen gelernt, und dann in den „Rechtecken“ den weiteren Sonderfall „Quadrat“ entdeckt.

Nun gingen wir daran, auch in der großen „Menge jener Parallelogramme, die keine Rechtecke sind“ weiter zu suchen und wir entdeckten auch dort (analog zum „Quadrat“) „Sonderfälle mit vier gleich langen Seiten“.

Diese Sonderfälle lernten wir dann als „Rhomben“ benannt kennen. Wenn wir nun das „Quadrat“ als einen „Sonderfall dieser Rhomben“ betrachteten, erschienen uns diese „Rhomben“ als „schiefgedrückte Quadrate“, bzw. es erschien uns das „Quadrat“ als „aufgerichteter Rhombus“.

Unter den vielen „Rhomben“ fiel uns dann jener „Rhombus“ auf, der aus „zwei gleichseitigen Dreiecken“ gebildet wird: also das „zu 60 Grad schiefgedrückte Quadrat“.

Dieser „Rhombus“ erschien uns als „einzigartiger Sonderfall unter den gleichseitigen Parallelogrammen (Rhomben)“, ähnlich wie uns das „Quadrat“ als „einzigartiger Sonderfall unter den Rechtecken“ erschien.

Das „halbe Quadrat“ und das „halbe gleichseitige Dreieck“ (d.h. das „Viertel dieses besonderen Rhombus“) war uns ja bestens vertraut. Wir schleppten diese beiden Figuren doch von Anfang an im Schul-

ranzen mit uns herum. Diese beiden hölzernen Dreiecke leisteten für uns damals das, was heute das Geo-Dreieck alleine leistet.

VI.

Wir hatten uns also vier geometrische Figuren des „*Parallelogramms*“ erarbeitet, die dann nebeneinander gestellt wurden:

- das „*Quadrat*“ mit gleichen Winkeln und gleichen Seiten;
- das „*Rechteck*“ mit gleichen Winkeln, aber nicht-gleichen Seiten;
- den „*Rhombus*“ mit nicht-gleichen Winkeln, aber gleichen Seiten;
- das „*Parallelogramm*“ mit nicht-gleichen Winkeln und nicht-gleichen Seiten.

Vage blieb aber:

- die **Benennung** der Menge, welche die „*Parallelogramme mit gleichen Winkeln zusammenfasst*“, da ja der Name „*Rechteck*“ bereits für die „*Menge der Parallelogramme mit gleichen Winkeln **und** nicht-gleichen Seitenpaaren*“ bereits vergeben war;
- unbenannt blieb die Menge, welche die „*Parallelogramme mit gleichen Seiten*“ zusammenfasst;
- Verwirrung stiftete auch die dreifache Verwendung des Namens „*Parallelogramm*“, sowie die doppelte Verwendung des Namens „*Rechteck*“.
- vage blieb auch die Benennung jenes „*Rhombus*“, der aus zwei gleichseitigen Dreiecken gebildet wird.

VII.

Beim Mitlernen mit meinen Kindern lernte ich dann später zwar keine neuen Figuren, dafür aber das Verfahren jenes Entscheidens kennen, mit dem man denkend zu den entsprechenden „*Mengen von geometrischen Figuren*“ kommt.

Es war dies zu jener Zeit, in welcher man durch das manuelle Sortieren von Blättchen (die ‚*dick oder dünn*‘ **und** ‚*rot oder blau*‘ **und** ‚*eckig oder rund*‘ usw. waren) das operationale Denken schulte.

Beim entsprechenden gedanklichen Sortieren der verschiedenen „*Parallelelogramme*“ wurde mir nun der Weg bewusst gemacht, den ich in meiner eigenen Einführung in die Geometrie mehr oder weniger unreflektiert ging.

Es wurde nun deutlich, dass die geometrische Figur des „*Parallelogramms*“ (als ein Viereck) durch zwei Konstanten und zwei Variablen bestimmt wird.

Die Konstanten:

- die gegenüberliegenden Seiten dieses Viereckes sind parallel;
- die Winkelsumme beträgt 360 Grad, wie bei jedem Viereck.

Die Variablen:

- alle Seiten sind gleich lang („*gleichseitig*“) **oder** nicht gleich lang („*ungleichseitig*“);
- alle Winkel sind gleich groß („*rechtwinkelig*“) **oder** nicht gleich groß („*schief*“).

VIII.

In Kombination dieser variablen Merkmale ergaben sich die mir schon bekannten vier Mengen von „*individuellen Parallelelogramm-Figuren*“;

- das „*gleichseitig-gleichwinkelige Parallelelogramm*“ (Name: „*Quadrat*“); dies ist eine Menge mit nur einem Element;
- die „*nicht-gleichseitig und gleichwinkelige Parallelelogramme*“ (Name: „*Rechtecke*“);
- die „*gleichseitig und nicht-gleichwinkelige Parallelelogramme*“ (Name: „*Rhomben*“);
- die „*ungleichseitig und nicht-gleichwinkelige Parallelelogramme*“ (Name „*Rhomboide*“).

IX.

Um ein beliebiges *Parallelogramm* in eine dieser vier Mengen einordnen zu können, müssen:

- zwei Entscheidungen
- zwischen jeweils zwei Möglichkeiten

getroffen werden.

Bei diesem Verfahren gibt es aber **zwei verschiedene Entscheidungs-Wege**, die auch zu unterschiedlichen „*Teil-Mengen der Gesamt-Menge aller Parallelogramme*“ führen.

X.

Die beiden unmittelbaren „*Teil-Mengen der Gesamt-Menge aller Parallelogramme*“ fassen jeweils zwei verschiedene „*Mengen von individuellen Parallelogramm-Figuren*“ zusammen.

1. WEG:

- die erste Entscheidung betrifft: „*gleichwinkelig **oder** nicht-gleichwinkelig*“;
- die zweite Entscheidung betrifft: „*gleichseitig **oder** nicht-gleichseitig*“.

Dieser Entscheidungs-Weg bildet vorerst die beiden Mengen:

- der „*gleichwinkligen Parallelogramme*“ (Name: „*Rechtecke*“, wodurch das „*Quadrat*“ zu einem Sonderfall der „*Rechtecke*“ wird.);
- und der „*nicht-gleichwinkligen Parallelogramme*“ (Name: „*Rhomboide*“), wodurch die „*Rhomben*“ zu Sonderfällen der „*Rhomboide*“ werden.

Im 2. **WEG**, der heute gegangen wird:

- ist die erste Entscheidung: „*gleichseitig **oder** nicht-gleichseitig*“;
- und erst die zweite Entscheidung betrifft: „*gleichwinkelig **oder** nicht-gleichwinkelig*“.

Dieser zweite Entscheidungsweg, bildet daher vorerst die beiden Mengen:

- der „*gleichseitigen Parallelogramme*“ (für die nun heute der Name: „*Rhomben*“ okkupiert wird);
- und der „*nicht-gleichseitigen Parallelogramme*“ (für die heute der Name: „*Rhomboide*“ okkupiert wird)

Diese Bedeutungsverschiebungen der Namen „*Rhombus*“ und „*Rhomboid*“ **folgen keiner mathematischen Notwendigkeit**, sondern sind, wie jede Namensgebung, **willkürliche Vereinbarungen**.

An der Sache selbst ändert sich nämlich durch die Umbenennung gar nichts, was sich auch bei Übersetzungen in Fremdsprachen zeigt, welche die deutschen Umbenennungen überhaupt nicht berühren.

Bei dieser neuen Einteilung der „*Parallelogramme*“:

- in „*gleichseitige Parallelogramme*“, die nun „*Rhomben*“ genannt werden,
- und in „*nicht-gleichseitigen Parallelogramme*“, die nun als „*Rhomboide*“ bezeichnet werden,

bleibt nun aber die Frage offen:

- wie das bisher als „*Rhombus*“ bezeichnete „*schiefe gleichseitige Parallelogramm*“ nun **selbst** heißen soll;
- und welchen Namen das bisher als „*Rhomboid*“ bezeichnete „*schiefe un-gleichseitige Parallelogramm*“ nun **selbst** bekommen soll.

Es dürfen ja nun bloß das „*Rechteck*“ und das „*Quadrat*“ ihre alten Eigen-Namen einigermaßen beibehalten.

XI.

Die alten Benennungen hatten natürlich auch ihre semantischen Schwächen. Bei den alten Bezeichnungen „*Rhombus* und *Rhomboid*“ wurde nämlich durch diese Namensgebung der Eindruck erweckt:

- dass das „*Rhomboid*“ (als „*rhombus-artig*“) eine Abweichung vom „*Rhombus*“ sei.

Analog hätte es dann aber beim Begriffspaar „*Quadrat* und *Rechteck*“ eigentlich heißen müssen:

- „*Quadrat* und *Quadratoid*“ (als „*quadrat-artig*“).

Bei der Erläuterung der „*gleichwinkligen Parallelogramme*“ wurde dagegen aber der Eindruck erweckt:

- als wäre das jeweilige „*Rechteck*“ nicht „*eine der Abweichungen vom Quadrat*“;
- sondern umgekehrt, es wurde so geredet, als wäre das „*Quadrat*“ der „*einzigartige Sonderfall der Rechtecke*“.

Man hatte also allem Anschein nach unterschiedliche Auffassungen miteinander gemischt:

- auf der einen Seite betrachtete man die „*Rhomboide*“ als „*Abweichungen von den Rhomben*“;
- auf der anderen Seite sah man das „*Quadrat*“ aber als „*Sonderfall der Rechtecke*“ an.

Ganz ähnlich würde sich die Alternative darstellen:

- entweder die „*Zielerreichung*“ als „*einzigartigen Sonderfall der Vielfalt der Zielverfehlungen*“ (also als Glücksfall oder als Zufallstreffer) zu betrachten;
- oder die „*Zielverfehlungen*“ als „*Abweichungen vom Ziel*“ (also als unglückliche oder ungekonnte Verfehlungen) anzusehen;

oder als Frage anders formuliert:

- ist die „*einfältige Wahrheit*“ nur ein „*Sonderfall des vielfältigen Irrtums*“;
- oder sind die „*vielfältigen Irrtümer*“ nur „*Abweichungen von der einfältigen aber maßgebenden Wahrheit*“?

XII.

Die *Parallelogramme* nur unter den Gesichtspunkten der „*Gleichseitigkeit*“ und der „*Gleichwinkeligkeit*“ zu betrachten und zu sortieren, scheint zwar naheliegend, aber keineswegs erschöpfend zu sein.

Diese Sortierung folgt offensichtlich der im Abendland dominierenden Vorliebe für die Symmetrie als einer „*oberflächlich-statischen Regelmäßigkeit*“.

Das „*Quadrat*“ steht daher im Vordergrund.

In der neuen Zuordnung werden nun, unter dem Oberbegriff „*Rhombus*“, die „*schiefen-gleichseitigen Parallelogramme*“ dem „*Quadrat*“ unmittelbar zugeordnet.

Dadurch geraten aber die „*ungleichseitigen Parallelogramme*“, d.h. die „*Menge der gleichwinkelig-ungleichseitigen Parallelogramme*“ (die „*Rechtecke*“) und die „*Menge der schiefen-ungleichseitigen Parallelogramme*“ (die „*Rhomboide*“), etwas aus dem Blick.

Aber auch in diesen beiden Mengen gibt es jeweils eine interessante „*Unter-Menge mit nur einem Element*“:

- zum Beispiel jenes „*Rechteck*“, dessen anliegende Seiten sich im Verhältnis des sogenannten „*Goldenen Schnittes*“ befinden.

In diesem Verhältnis beginnt nämlich eine „*dynamische Regelmäßigkeit*“, die sich holistisch fortsetzen kann.

Von besonderer Bedeutung für die Naturbetrachtung wäre auch jenes „*schief-ungleichseitige Parallelogramm*“ („*Rhomboid*“), in welchem sich Verhältnisse des „*Goldenen Schnittes*“ finden.

XIII.

Nun als Überblick ein Bild:

Man stelle sich ein leeres Blatt Papier auf dem Tisch vor sich liegend vor:

- der Rand zu meiner linken Hand den Namen „*links*“;

- der Papierrand zur rechten Hand den Namen „rechts“.
- der meinem Körper nahe Papierrand bekommt den Namen „unten“;
- der körperferne Papierrand den Namen „oben“;

Nun zeichne man auf das Papier einen Kreis und nenne die Fläche, die er einschließt: „Menge aller Parallelogramme“.

Dann ziehe man „von oben nach unten“ eine Linie durch die Kreis-Mitte:

- die linke Hälfte des Kreises nenne man: „Menge der gleichwinkligen Parallelogramme“;
- die rechte Kreishälfte dagegen: „Menge der nicht-gleichwinkligen Parallelogramme“.

Sodann ziehe man durch die Kreis-Mitte eine Linie „von links nach rechts“:

- die obere Kreis-Hälfte nenne man: „Menge der gleichseitigen Parallelogramme“;
- die untere Kreis-Hälfte nenne man dagegen: „Menge der nicht-gleichseitigen Parallelogramme“.

Durch diese beiden „entscheidenden Linien“ hat man dann den Kreis in vier Sektoren geteilt.

Jeder einzelne dieser vier Sektoren gehört jeweils zwei verschiedenen ihn jeweils umfassenden Kreis-Hälften an.

Nun benenne man die vier Kreis-Sektoren:

- dem „linken oberen“ Sektor gebe man den Namen „Quadrat“;
- der Sektor „rechts oben“ bekommt den Namen „Rhombus“;
- dem Sektor „links unten“ gebe man den Namen „Rechteck“;
- der Sektor „rechts unten“ erhält den Namen „Rhomboid“.

Nun Fehlen aber noch vier **eigene** Namen für die „vier Kreis-Hälften“, nämlich:

- der Name für die „linke Kreis-Hälfte“ („Menge aller gleichwinkligen Parallelogramme“), die verwirrend **auch** den Namen „Rechteck“ führt;
- der Name für die „rechte Kreishälfte“ („Menge aller nichtgleichwinkligen Parallelogramme“), die verwirrend **auch** den Namen „Rhomboid“ und **auch** den Namen „Parallelogramm“ führt;
- der Name für die „unteren Kreis-Hälfte“ („Menge aller nicht-gleichseitigen Parallelogramme“), die **ebenfalls** als „Parallelogramme“ benannt wurde und nun verwirrend in „Rhomboide“ **umbenannt** wurde;
- der Name für die „obere Kreis-Hälfte“ („Menge aller gleichseitigen Parallelogramme“), die nun ebenfalls verwirrend den Namen „Rhombus“ **neu bekommen** hat.

Es sei nochmals erwähnt: das Belegen jeder einzelnen Menge mit einem eigenen Namen ist kein mathematisches Problem!

An einer Sache selbst, die ohnehin seit langem klar und deutlich definiert ist, ändert eine „eindeutige“ Sprache genau so wenig, wie eine „verwirrende“.

Eine differenzierte und eindeutige Sprache kann aber dem selbstständigen mathematischen Vorstellen und Denken sehr förderlich sein.

XIV.

Im WIKIPEDIA heißt es auch:

„Die Raute ist ein Spezialfall des Drachenvierecks, des Parallelogramms und des Trapezes. Eine spezielle Raute ist das Quadrat.“

Dazu ist vorerst anzumerken, dass in der traditionellen Auffassung zwar jede „Raute“ **auch** ein „Rhombus“ ist, aber nicht jeder „Rhombus“ ist auch eine „Raute“.

- der „Rhombus“ ist nämlich eine geometrische Figur;

- die „*Raute*“ ist dagegen ein „*Rhombus in einer bestimmten räumliche Stellung zu einer nicht zu ihm gehörenden Grundlinie*“.

Jeder „*Rhombus*“ kann, wenn er in Relation zu einer Grundlinie auf einer seiner Spitzen steht, in Hinblick auf diese Grundlinie **auch** ein „*Raute*“ genannt werden.

Ohne eine zu ihm relative Grundlinie kann man aber keinen „*Rhombus*“ auch als „*Raute*“ benennen:

- mit dem Wort „*Rhombus*“ wird eben eine „*geometrische Figur*“ benannt;
- während das Wort „*Raute*“ ein „*Muster*“ benennt, das sich aus „*Rhombus und relativer Grundlinie*“ zusammensetzt.

Das Wort „*Raute*“ nun synonym für das Wort „*Rhombus*“ zu setzen und dieses Wort nun zusätzlich auch einem anderen Sachverhalt zuzuordnen, hierfür besteht keine „*mathematische Notwendigkeit*“.

- Am traditionellen Wörtergebrauch gemessen, handelt es sich vielmehr hier um so etwas wie um einen „*semantischen Doppelfehler*“.

XV.

Dass man, wenn man bei einem „*Rhomboid*“ ein Seiten-Paar um deren Mitte zum Rechten-Winkel dreht, ein gleichflächiges „*Rechteck*“ erhält, ist keine neue Erkenntnis, die Umbenennungen erforderlich macht. Auch entsteht aus dem „*Trapez*“, wenn man eine ihrer „*nicht-parallelen Seiten*“ um deren Mitte zur ihr gegenüberliegenden Seite parallel dreht, ein gleichflächiges „*Parallelogramm*“.

Genau so ist seit langem klar, dass man, wenn man bei einem „*Drachenviereck*“ einen der beiden Eckpunkte der „*ungleich geteilten Diagonale*“ so verschiebt, dass dann auch diese andere Diagonale in ihrer Mitte geteilt wird, (je nach Winkel des „*Drachenvierecks*“) einen „*Rhombus*“ oder ein „*Quadrat*“ erhält.

Es schneiden sich ja die Diagonalen des „*Drachenvierecks*“ ebenfalls rechtwinkelig und eine der beiden Diagonalen wird ja bereits von der anderen Diagonale in ihrer Mitte geteilt.

XVI.

Trotz der Tatsache, dass die soeben angeführten „*Verwandlungsmöglichkeiten*“ seit langem bekannt sind, kann ihr Beachten für das Verstehen geometrischer Figuren didaktische Vorteile bringen.

Um Einsicht in die Eigenschaften von „*Rechteck*“, „*Quadrat*“, „*Rhombus*“ und „*Rhomboid*“ zu bekommen, muss man nämlich beim Sortieren der geometrischen Figuren nicht unbedingt mit den „*Parallelogrammen*“ beginnen.

Man könnte auch von der „*Menge aller Vierecke mit 2 Paaren jeweils gleich langer Seiten*“ ausgehen, und zum Beispiel folgende Entscheidungen fällen:

1. **Entscheidung:** haben diese geometrischen Figuren „*Paare gleicher anliegender Seiten*“ oder „*Paare gleicher gegenüberliegende Seiten*“ ?
2. **Entscheidung:** „*schneiden sich die Diagonalen rechtwinkelig*“ oder „*schräg*“?
3. **Entscheidung:** sind „*alle Winkel gleich*“ oder nicht?
4. **Entscheidung:** sind „*alle Seiten gleich*“ oder nicht?
5. **Entscheidung:** haben die Figuren „*2 Paare paralleler Seiten*“ oder nicht?

Die „*Entscheidung Nr. 1*“ bringt zwei Mengen:

- die erste Menge enthält jene „*Menge aller Vierecke mit 2 Paaren gleich langer Seiten, bei denen jeweils einander anliegende Seiten gleich lang sind*“, das sind: „*Quadrat*“, „*Rhombus*“ und „*Drachenviereck*“; die Diagonalen dieser drei Vierecke schneiden sich rechtwinkelig;
- die zweite Menge enthält jene „*Menge aller Vierecke mit 2 Paaren gleich langer Seiten, bei denen jeweils einander gegenüberliegende Seiten gleich lang sind*“,

das sind: ebenfalls „Quadrat“ und „Rhombus“ aber zusätzlich auch „Rechteck“, „Rhomboid“ und „Trapez“.

Dies zeigt schon deutlich, dass sich „Rhombus“ und „Quadrat“ mindestens auf zwei verschiedenen Wegen definieren lassen.

XVII.

Nun der Entscheidungs-Weg in der „Menge mit zwei Paaren gleicher **anliegender** Seiten“:

- Um in der ersten Menge (in der „Menge mit zwei Paaren gleicher **anliegender** Seiten“) das „Quadrat“ zu identifizieren, bedarf es noch der „Entscheidung Nr.3“, nämlich der Beantwortung der Frage ob alle Winkel gleich sind oder nicht.

Auf diesem Entscheidungs-Weg lautet dann die „Definition des Quadrates“:

*„Alle gleichwinkligen Vierecke mit zwei Paaren gleicher **anliegender** Seiten sind ‚Quadrats‘, und nur diese sind ‚Quadrats‘!“*

Die „Entscheidung Nr.3“ („sind alle Winkel gleich oder nicht?“) hilft dann zwar das „Quadrat“ zu identifizieren, nicht aber auch schon den „Rhombus“ vom „Drachenviereck“ zu unterscheiden.

- erst die „Entscheidung Nr. 4“, nämlich das Beantworten der Frage, ob alle Seiten gleich lang sind oder nicht, ermöglicht es, den „Rhombus“ vom „Drachenviereck“ zu unterscheiden.

Auf diesem Entscheidungs-Weg lautet dann die „Definition des Rhombus“:

*„Alle gleichseitigen nicht-gleichwinkligen Vierecke (mit zwei Paaren gleicher **anliegender** Seiten) sind ‚Rhomben‘, und nur diese sind ‚Rhomben‘!“*

XVIII.

Nun der Entscheidungs-Weg in der „Menge mit zwei Paaren gleicher einander **gegenüberliegender** Seiten“:

- In der anderen Menge (in der „Menge mit zwei Paaren gleicher **gegenüberliegender** Seiten“) können sowohl „Quadrat“, als auch das „Rechtecke“ und der „Rhombus“ nach der „2. und 3. Entscheidung“ identifiziert werden.

Auf diesem anderen Entscheidungs-Weg lautet die „Definition des Quadrates“:

*„Alle gleichwinkligen Vierecke mit zwei Paaren gleicher **gegenüberliegender** Seiten, bei denen sich die Diagonalen rechtwinklig schneiden sind ‚Quadrate‘, und nur diese sind Quadrate!“*

Die „Definition des Rhombus“ lautet auf diesem Entscheidungs-Weg wiederum:

*„Alle nicht-gleichwinkligen Vierecke mit zwei Paaren gleicher **gegenüberliegender** Seiten, bei denen sich die Diagonalen rechtwinklig schneiden, sind ‚Rhomben‘, und nur diese sind Rhomben!“*

Einer weiteren Entscheidung bedarf nur die Unterscheidung des „Rhomboids“ vom „Trapez“:

- das Identifizieren von „Rhomboid“ und „Trapez“ gelingt erst mit dem Beantworten der Frage, ob die Figuren zwei Paare paralleler Seiten haben oder nicht.

XIX.

Im Grunde kann man das „Quadrat“, das „Rechteck“ und den „Rhombus“ ganz einfach definieren:

- *„Gleichseitige und gleichwinklige Vierecke sind Quadrate, und nur diese Vierecke sind Quadrate!“*
- *„Gleichseitige und nicht-gleichwinklige Vierecke sind Rhomben, und nur diese Vierecke sind Rhomben!“*
- *„Gleichwinklige und nicht-gleichseitige Vierecke sind Rechtecke, und nur diese Vierecke sind Rechtecke!“*

Aber:

- die „nicht-gleichseitig **und** nicht-gleichwinkligen Vierecke“, die können zwar, aber sie müssen nicht unbedingt „Rhomboiden“ sein. Sie können auch „Trapeze“, „Drachenvierecke“ oder auch jedes unregelmäßige Viereck sein.

Um „Trapeze“, „Drachenvierecke“ und „Rhomboiden“ zu identifizieren, braucht man daher andere Entscheidungs-Wege, zum Beispiel den vorher aufgezeigten.

XX.

Dieser Gedankengang sollte deutlich machen, dass es die unterschiedlichsten Reihenfolgen gibt, mit denen man an konkrete geometrische Figuren „Fragen stellen“ kann, um sie zu identifizieren.

Auf den verschiedenen Entscheidungs-Wege bilden sich aber ganz unterschiedliche Zwischen-Mengen!

Diese Mengen fassen die verschiedenen geometrische Figuren jeweils unter bestimmten Gesichtspunkten zusammen.

Alle diese möglichen Zwischen-Mengen jeweils mit einem eigenen Namen zu versehen, würde aber das Verständnis nur erschweren.

Für das Verstehen der geometrischen Figuren ist daher vorerst und vor allem wichtig, die zu sortierenden „konkreten geometrischen Figuren“ selbst mit Eigennamen **festzuhalten**.

Erst dann ist es auch hilfreich, jene Zwischen-Mengen, die sich für den gewählten Berechnungs-Weg jeweils anbieten, auszuwählen und ebenfalls mit einem eigenen Namen zu belegen.

Diese „Namen für die zusammenfassenden Mengen“ sollten sich aber von den „Eigennamen der konkreten geometrischen Figuren“ möglichst unterscheiden.

XXI.

Gelinde gesagt ist die Erkenntnis, dass sich geometrische Figuren ineinander direkt oder indirekt verwandeln lassen (vgl. www.mathematische-basteleien.de) ein alter Hut.

In jeder „Wandlung“⁸³ gibt es:

- ein „Gleich-Bleiben“
- und ein „Anders-Werden“.

So kann man alle jene Tatsachen (nicht nur die mathematischen!), die sich unmittelbar in einander umwandeln lassen, auch unter dem „Gesichtspunkt des Gleichbleibens“ zu einer „Menge“ zusammenfassen:

- Das „Gleiche“, das dann **diese** Menge „definiert“, trifft dann sowohl auf das Eine als auch auf das Andere zu, aber es „definiert“ nicht die beiden unterschiedenen Sachverhalte.

Was trotz der „Wandlung“ gleich bleibt, trifft dann eben auf beides zu:

- sowohl auf das „Quadrat“, als auch auf den entstandene „Rhombus“;
- sowohl auf das „Quadrat“, als auch auf das entstandene „Rechteck“;
- sowohl auf das „Rechteck“, als auch auf das entstandene „Rhomboid“;
- sowohl auf das „Rechteck“, als auch auf das entstandene „Trapez“;
- sowohl auf das „Drachenviereck“, als auch auf den entstandenen „Rhombus“;
- usw. und umgekehrt.

Aber dieses „Gleichbleibende“ definiert dann, wie schon angemerkt, weder das „Quadrat“, noch den in der Transformation entstandenen „Rhombus“. Das „Gleichbleibende“ trifft bloß zu und es ist daher „wahr“, wenn man es:

⁸³ Vgl. hierzu meine diesbezüglichen Texte auf www.tiwald.com

- sowohl vom „Quadrat“;
- als auch vom „Rhombus“ behauptet.

Das „Gleichbleibende“ sollte aber selbst:

- weder den Namen „Rhombus“, noch den Namen „Quadrat“ bekommen,
- und es sollte auch nicht versucht werden, es durch ein „Quadrat“ oder durch einen „Rhombus“ **alleine** exemplarisch zu veranschaulichen.

XXI.

Auf www.mathepower.de findet sich eine Beschreibung, die man nur verstehen kann, wenn man schon vorher verstanden hat, was gemeint sein soll:

„Eine Raute ist ein Viereck, bei dem alle Seiten gleich lang sind. Außerdem sind bei einer Raute je zwei gegenüberliegende Winkel gleich groß. Weiterhin schneiden sich die Diagonalen im rechten Winkel.

Also ist die Raute gleichzeitig Parallelogramm und Drachenviereck“.

Wenn man nun wiederum wissen möchte, was ein „Drachenviereck“ ist, dann bekommt man auf www.mathematische-basteleien.de eine „zutreffende Aussage“, **die aber als „Definition“ verkauft wird**, also als eine Aussage behauptet wird, die nur auf den definierten Sachverhalt zutreffen darf.

Dort heißt es:

„Was ist ein Drachenviereck?

Definition:

Ein Viereck heißt Drachenviereck oder Deltoid, wenn es symmetrisch zu einer Diagonale ist.“

Also könnte man sich das „Drachenviereck“ als ein „Quadrat“ oder auch als einen „Rhombus“ vorstellen.

Man könnte nämlich sowohl vom „*Quadrat*“ als auch vom „*Rhombus*“ den gleichen zutreffenden Satz aussagen und ihn dann ebenfalls als „*Definition*“ verkaufen.

Daraus würde folgen, dass „*Raute*“, „*Rhombus*“ und „*Quadrat*“ drei gleichwertige Namen für einen identischen Sachverhalt sind. Eindeutig herzeigen könnte man diesen Sachverhalt aber nicht!

Hier wird das ganze Problem der Erneuerungen in der Schulmathematik deutlich:

- man verwechselt eine „*zutreffende Aussage über eine Sachverhalt*“ mit einer „*Definition eines Sachverhaltes*.“

Hier ist anzumerken, dass natürlich jede zutreffende Aussage sehr wohl auch eine Definition ist.

Die Frage ist nur, wovon:

- jede „*zutreffende Aussage*“ **kann** den betreffenden Sachverhalt definieren, tut dies aber nicht alleine Kraft ihres Zutreffens;
- wenn sie **nur** zutrifft (und keineswegs vollständig ist), dann definiert sie eben bloß eine den Sachverhalt umfassende Menge, bzw. eine allgemeine Klasse verschiedener Sachverhalte, auf die eben diese Aussage zutrifft.

XXII.

Es ist nicht nur für das „*selbständige mathematische Vorstellen und Denken*“ wichtig, welchen Namen man jeweils für eine definierte Menge von Sachverhalten wählt, und mit welchem Bild man dann die definierte Menge dieser Sachverhalte jeweils exemplarisch veranschaulicht.

Verlieren nämlich die Namen ihre Anschaulichkeit, dann tragen sie auch wenig zum selbständigen Denken bei.

Dies hat bereits KONFUZIUS gesehen und die „*Richtigstellung der Begriffe*“ gefordert.

Er konnte zum Beispiel nicht verstehen, dass ein im Laufe der Zeit nun „*rund*“ hergestelltes Opfergefäß noch immer als „*Eckenschale*“ bezeichnet wurde.

Heute würde sich KONFUZIUS vermutlich darüber aufregen:

- dass man etwas, was „*spaltbar*“ ist, noch immer als „*Atom*“, als das „*Unteilbare*“, bezeichnet;
- dass man (auf ein Papier gezeichnete) Linien, die sich rechtwinkelig kreuzen, als zueinander „*senkrecht*“ oder als zueinander „*lotrecht*“ bezeichnet, wo doch jeder anschaulich weiß, dass das „*Senkblei*“ (oder das „*Lot*“) die Richtung zum Erdmittelpunkt anzeigt, und dass es daher genaugenommen gar keine parallelen Senkrechten gibt, wie es eben in einer Kugel keine parallelen Radien gibt;
- oder dass man in der sogenannten „*Chaosforschung*“ nun etwas als „*Chaos*“ bezeichnet, was sehr wohl noch oder schon eine mathematisch fassbare Ordnung hat, wo doch mit dem Wort „*Chaos*“ ursprünglich das vermutete „*Gegenteil der Ordnung*“, nämlich die „*Leere*“, die „*Kluft*“ bezeichnet wurde.

Ebenso könnte er nicht verstehen:

- warum man heute eine Klasse von geometrischen Figuren, die sowohl das „*Quadrat*“ als auch den „*Rhombus*“ als Elemente enthält, nun als „*Rhombus*“ bezeichnet;
- aber zur Veranschaulichung dieser Klasse nach wie vor einen „*Rhombus*“ abbildet, obwohl ein „*Quadrat*“ die gleichen Dienste leisten würde.

XXIII.

KONFUZIUS hatte nämlich bereits eine sehr moderne Auffassung von der Sprache.

Sein Sprachverständnis ist leicht zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass er die Gesellschaft, bzw. den Staat, als ein den Menschen umfassendes System, bzw. als einen übergeordneten Organismus auffasste, in dessen Harmonie sich der einzelne Mensch erst verwirklichen könne.

So, wie das Nervensystem für den menschlichen Körper ein Regelungs- und Informations-System darstellt, das dafür sorgt, dass die Organe des Körpers gut zusammenspielen und der Körper als Ganzes in seiner Umwelt auch „zweckmäßig“ tätig werden kann, so bildet die Sprache im umfassenden System „Gesellschaft“ ein ähnliches Informations- und Regelungs-System. Die Sprache ist so etwas wie das „Nervensystem der Gesellschaft“.

Wird das menschliche Nervensystem zerstört oder zum Beispiel durch Drogen gestört, dann reduziert sich die Leistungsfähigkeit des Körpers, der dann in seiner Umwelt nicht mehr zweckmäßig tätig sein kann.

Ähnliches gilt für die Sprache hinsichtlich der gesellschaftlichen Steuerung und Regelung. Wird die Sprache verfälscht, dann zerbricht die Gesellschaft bzw. der Staat.

Salopp formuliert: Die Gesellschaft wird reif fürs „Irrenhaus“.

Im Jahre 484 v. Chr. sagte KONFUZIUS hinsichtlich der Notwendigkeit der „Richtigstellung der Begriffe“:

„Der Edle lässt das, was er nicht versteht, sozusagen beiseite:

- *wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht;*
- *stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande;*
- *kommen die Werke nicht zustande, so gedeiht Moral und Kunst nicht;*
- *treffen die Strafen nicht, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen.*

Darum Sorge der Edle:

- *dass er seine Begriffe unter allen Umständen zu Worten bringen kann;*
- *und seine Worte unter allen Umständen zu Taten machen kann.*

*Der Edle duldet nicht, dass in seinen Worten irgend-
etwas in Unordnung ist.*

Das ist es, worauf alles ankommt."

*„Was vor allem nötig ist, ist, dass man die Dinge beim
rechten Namen nennen kann."*

*„Wenn in einem Staat faule Stellen sind, die eine Verwir-
rung der Begriffe verursachen:*

- *so ist ein energisches, klares Wort eine
Unmöglichkeit;*
- *dadurch wird aber eine durchgreifende Re-
gierungstätigkeit verhindert;*
- *und die daraus entspringende öffentliche
Unordnung lässt keine Äußerung der wahr-
haften geistigen Kultur aufkommen, denn
die Verlogenheit dringt ein auch in Religion
und Kunst;*
- *ohne diese Geisteskultur ist aber auf der
anderen Seite eine gerechte Justizverwal-
tung unmöglich;*
- *und dadurch entsteht eine allgemeine Unsi-
cherheit und Beunruhigung des öffentlichen
Lebens.*

*Darum ist für einen charaktervollen Mann eine unerlässliche
Vorbedingung alles Wirkens, dass seine Begriffe alle so be-
schaffen sind:*

- *dass er sie aussprechen kann;*
- *und dass seine Worte so sind, dass er
sie in Taten umsetzen kann.*

*Das ist nur möglich bei unbedingter Genauigkeit und
Wahrheit."⁸⁴*

⁸⁴ KUNGFUTSE (Übers. RICHARD WILHELM): „Gespräche“ (Lun Yü). Buch 13/3. Jena
1921

Was ist „senkrecht“?

Auch ein Gedanke zum „Richtigstellen der Begriffe“ im Sinne von KONFUZIUS⁸⁵

I.

Angesichts der Globalisierung der Welt wird zur Zeit in Deutschland aus ökonomischen Wettbewerbs-Gründen:

- auf der einen Seite dazu aufgerufen, eine „*exzellente Bildungsgesellschaft*“ vorzubereiten;
- auf der anderen Seite nimmt aber der Trend ständig zu, den Menschen das „*selbständige Denken*“ zu ersparen;
- dieser Trend kippt nun sogar in ein Erschweren des selbständigen Mit- und Weiterdenkens um, was letztlich eher zu einem „*hilflosen Verdummen*“, statt zu einer „*exzellenten Bildungsgesellschaft*“ führen kann.

II.

Das Anliegen dieses Beitrag ist aber nicht ein Eintreten für ein eindeutiges Definieren der Begriffe.

Es geht vielmehr darum, aufzuzeigen, dass es für das „*selbständige Weiterdenken*“ wichtig ist, trotz des „*logischen Denkens*“, möglichst lange die „*treffende*“ Anschaulichkeit der die Begriffe benennenden Wörter beizubehalten.

In vielen Wörtern steckt nämlich ein „*Hinweis auf eine treffende Anschaulichkeit*“, den man für sein Denken beachten und nutzen, aber nicht miss-achten sollte.

Zum Beispiel steckt im Wort „*senkrecht*“ der Hinweis auf das anschauliche Verfahren, mit dem man diese Richtung auf der Erde „*direkt*“ bestimmen kann, nämlich der Hinweis auf die Richtung, in welche das an einem Faden hängende „*Lot sinkt*“ und dadurch den Faden in die „*Sink-Richtung*“,

⁸⁵ Vgl. hierzu meine diesbezüglichen Texte zum Downloaden aus dem Internet www.tiwald.com im Ordner „*China-Dialoge*“.

d.h. „senkrecht“ spannt.

Die Anschaulichkeit der Wörter ist so etwas wie ein „*Ariadne-Faden*“, der aus dem „*logischen Labyrinth des Denkens*“ wieder zur Realität hinausführt. Dieser „*semantische Faden*“ ist immer erforderlich, wenn es um das praktische Anwenden der Denk-Ergebnisse in der Wirklichkeit geht.

Was nützt das beste und widerspruchsfreie logische Modell, wenn es auf die gemeinte Wirklichkeit „*nicht zutrifft*“? Was nützt zum Beispiel das logisch einleuchtendste und wissenschaftlich erarbeitete „*Wirtschafts-Modell*“, wenn es auf das „*tatsächliche Wirtschafts-Geschehen in der Welt*“ gar nicht zutrifft?

Wer in ein Labyrinth geht, tut daher immer gut daran, auf seinem Weg „*dauerhafte Marken*“ anzubringen, damit er seinen Weg wieder zurück finden kann.

Gehen die Markierungen verloren, wie jene von „*Hänsel und Gretel*“, die zu diesem Zwecke Brotkrumen ausstreuten, welche aber von den Vögeln weggepickt wurden, dann ist guter Rat teuer.

KONFUZIUS ging es daher darum, die „*traditionellen Markierungen*“ wieder richtig zu stellen, bzw. neue brauchbare Markierungen zu setzen. KONFUZIUS wollte eben das „*sprachliche Denken*“ wieder für die „*gesellschaftliche Praxis*“ brauchbar machen.

III.

Ich behaupte nicht, dass es für „*alle*“ Menschen wichtig sei, selbständig mit zu denken.

Meine Vermutung geht vielmehr dahin, dass es für die Menschheit insgesamt und für ihr Überleben wichtig sein könnte, dass immer wieder einige Menschen selbständig mit- und weiterdenken.

Jeder Mensch hat andere Stärken und trägt zum Leben und/oder zum Überleben der Menschheit jeweils in seiner Weise bei. Es geht daher gar nicht darum, die eine Begabung höher zu bewerten als die andere, sondern innerhalb des arbeitsteiligen Bemühens um das Über-Leben (im Sinne einer das Überleben der Menschheit sichernden „Nachhaltigkeit“) die Wichtigkeit einer „Vielfalt“ von Begabungen aufzuzeigen.

IV.

In meinem Eintreten für ein selbständiges Weiter-Denken gehe ich natürlich von eigenen exemplarischen Erfahrungen aus, die ich gar nicht verallgemeinern möchte.

Ich sage bloß, dass es ein selbständiges Weiter-Denken gibt, und dass dieses den Weiter-Denkenden fesseln kann. Auch spreche die Vermutung aus, dass es für das Überleben der Menschheit wichtig sein könnte, dass es immer wieder auch Menschen gibt, die in ihrer schulischen Ausbildung auch „Gelegenheiten für das Üben im selbständigen Weiter-Denken“ bekommen haben.

Ich gehe dabei von den mir selbst in meiner Kindheit gegebenen Gelegenheiten zum selbständigen Weiterdenken aus. Es war dies zum Beispiel das „gegenseitige Spiegeln der Glaskugeln am Weihnachtsbaum“, und es war das in unserer Schule aufgehängte „Pendel von FOUCAULT“, mit dem die Umdrehung der Erde zu veranschaulichen versucht wurde. Die Pendel-Ebene wurde am Boden mit einem Strich markiert und es zeigte sich, dass nach einigen Wochen das Pendel deutlich quer zur Ausgangs-Markierung

schwand. Dass LEON FOUCAULT bereits im Jahre 1850 damit die Umdrehung der Erde bewies, interessierte mich damals überhaupt nicht. Mich fesselte vielmehr mein eigener Gedankenblitz, dass nämlich das Pendel an seinen Umkehr-

Punkten „*unmöglich*“ in Ruhe sein könne, denn es drehe ja eine Schleife.

Daran schloss sich dann ein ausgiebiges mich faszinierendes Weiter-Denken an, über das ich an anderer Stelle berichtet habe⁸⁶.

V.

Nun gibt mir meine Enkelin (5. Klasse) erneute fesselnde Anlässe zum selbständigen Weiter-Denken. Vor einiger Zeit ließ sie mich richtig auflaufen. Sie fragte mich lauernd, ob der Türpfosten „*waagrecht*“, „*horizontal*“ oder sonst wie sei.

Da ich ihr antwortete, dass er „*senkrecht*“ sei, hat sie mich freudestrahlend belehrt, dass ich mich irre, denn er sei „*vertikal*“.

„*Senkrecht*“ sei zum Beispiel eine Linie auf dem Papier, die mit einer anderen einen „*rechten Winkel*“ bilde. Das Wort „*senkrecht*“ bezeichne nämlich immer eine bestimmte „*zweistellige Relation*“, nämlich ein bestimmtes Winkelverhältnis von sich kreuzenden Geraden. Beim Wort „*senkrecht*“ müsse man daher immer sagen: „**WOZU** etwas *senkrecht ist*“.

Da ich fragte, wo dies stehe, zeigte sie mir ihre Schulunterlagen, wodurch ich überführt war.

Ich ließ die Sache auf sich beruhen, denn die Freude meiner Enkelin, den Unterschied zwischen einer sog. „*einstelligen Relation*“ und einer „*zweistelligen Relation*“ erfasst zu haben, erinnerte mich an meine eigene Freude, die mir mein Mathe-Lehrer vor sechzig Jahren vermittelt, und durch die mir damals ein erstes „*naturwissenschaftliches Licht*“ aufging.

Mein Mathe-Lehrer hatte uns nämlich gerade am Beispiel der umgangssprachlichen Verwechslung von „*senkrecht*“ und „*orthogonal*“ den Unterschied von mathematischen und physikalischen Begriffen näher zu bringen versucht.

⁸⁶Vgl. hierzu meinen Text: „*Wie ich mein Erleben zur Sprache brachte*“. Im Internet auf www.tiwald.com auf der Startseite unter „*Profil*“ im Ordner „*Mein gedanklicher Anfang*“.

Er erklärte dies etwa so:

Die physikalischen Begriffe beziehen sich auf die Naturbeobachtung. Die Begriffe „*senkrecht*“ und „*waagrecht*“, sowie „*vertikal*“ und „*horizontal*“ seien daher physikalische Begriffe, die eigentlich in der Mathematik nichts zu suchen hätten.

VI.

„*Senkrecht*“ sei die Richtung, in die das „*Senkblei*“ sinke, d.h. die man sich mit dem „*Lot*“ anzeigen lassen könne. Das Fremdwort für „*senkrecht*“ sei „*vertikal*“. Beide Wörter würden die „*Senklinie*“, bzw. die von einem Scheitel „*auf den Erdmittelpunkt gerichtete Lotrichtung*“ meinen.

Wenn man physikalisch exakt denke, dann gäbe es zu keiner einzigen „*senkrechten Linie*“ eine „*Parallele*“. Weil es eben, wie man eigentlich auch aus der Mathematik wissen könne, es in einer Kugel keine parallelen Radien gäbe.

Dass die „*Senkrechten*“ parallel seien, dies konnte man nur so lange glauben, als man noch der Meinung war, dass die Erde eine Scheibe sei. Diese Zeit sei aber lange vorbei, deswegen könne man heute in der Mathematik, welche exakte Vorstellungen habe, nicht mehr von mehreren „*Senkrechten*“ reden, die zueinander parallel seien.

Alle „*senkrechten*“ Linien würden sich eben im Erdmittelpunkt schneiden. Da der Erdmittelpunkt aber von uns weit weg sei, könnten wir so tun, als würden (an der Erdoberfläche in einem engeren Umfeld) diese „*Senkrechten*“ annähernd „*parallel*“ sein. Dies erleichtere die „*mathematische Modellierung*“ dieser „*physikalischen Gegebenheit*“.

VII.

Die „*Horizontale*“ sei dagegen der physikalische Begriff für jene Richtung, welche eine „*Wasserwaage*“ anzeige, denn die Luftblase

suche immer den „*Scheitelpunkt*“, bzw. in kommunizierenden Gefäßen stehe das Wasser immer gleich hoch und bilde eine „*waagrechte Ebene*“. „*Waagrecht*“ bezeichne man daher auch als „*wassergleich*“.

Es gehe hier um die Trennungslinie zwischen Himmel und Erde, die (mathematisch gesprochen) als „*Tangente an die Erde*“ mit der „*radialen Schwerkraftrichtung*“ einen „*rechten Winkel*“ bilde.

Diese „*Waagrechte*“ habe eben die Menschen früher verleitet, sich die Erde als Scheibe vorzustellen, und die „*Senkrechte*“ als das Stabile und „*Normale*“ zu betrachten.

VIII.

Wenn wir also heute in der Geometrie Linien auf das Papier zeichnen, die sich im „*Rechten Winkel*“, im „*Normalen Winkel*“ d.h. „*orthogonal*“ kreuzen, dann seien diese zueinander „*normal*“. Sie sind, wie es lateinisch heißt: „*normalis*“, d.h. „*nach dem Winkelmaß gemacht*“.

Das geometrische „*Winkelmaß*“ zeige uns zwei besondere Verhältnisse von Linien:

- die eine sei die „*Normale*“,
- die andere die „*Parallele*“.

IX.

Umgangssprachlich sei natürlich klar, was damit gemeint sei, wenn auch in der Geometrie von einer „*Senkrechten*“ gesprochen werde.

Aber eigentlich müsse man in der Mathematik von „*Parallelen*“ und „*Normalen*“ sprechen.

Diese beiden Begriffe beziehen sich nämlich auf ein quantifiziertes „*mathematisches Winkelmaß*“, während sich die Wörter „*vertikal*“, „*senkrecht*“, „*lotrecht*“, „*waagrecht*“, „*horizontal*“ auf physikalisch

beobachtbare Verhältnisse in Bezug auf die „*Schwerkraftrichtung*“ beziehen würden. Die „*Schwerkraftrichtung*“ komme aber als Begriff in der Mathematik überhaupt nicht vor“.

X.

Mir hat diese Erklärung sehr eingeleuchtet und mir damals deutlich gemacht, dass die Mathematik ein brauchbares Werkzeug der Physik sein kann.

Ihre Brauchbarkeit für die menschliche Naturbeobachtung und für die technische Naturbeherrschung liege zwar in ihrer Exaktheit, diese Exaktheit sei aber nur möglich, weil sie in Bezug auf die Natur eben „*vereinfachend ungenau*“ sei.

Dies gelte es daher immer dann zu berücksichtigen, wenn man mit dem brauchbaren Werkzeug „*exakte Mathematik*“ an die Erklärung der Natur herangehe.

XI.

Aber unabhängig von diesen nun mein Denken leitenden Begriffen verwende ich in meiner Umgangssprache auch manchmal das Wort „*Senkrechte*“ für eine „*Normale*“. Dagegen würde ich auch nichts einwenden. Aber dass man nun in der Naturbeschreibung nicht mehr von einer „*Senkrechten*“ sprechen dürfe, ohne zu sagen „*wozu*“ diese „*senkrecht*“ sei, dies führt mich in eine „*verkehrte Welt*“.

Ich glaube daher nicht, dass es vernünftig ist, von einem horizontalen Fußboden zu sprechen, der „*senkrecht liege*“ zum „*vertikal stehenden*“ Türpfosten.

Ich frage mich daher, ob es nicht auch heute noch den Kindern helfen würde, zu klaren und deutlichen selbständigem Denken zu kommen, wenn man in der Mathematik nicht gedankenlos einer undeutlichen Umgangssprache folgen, sondern umgekehrt naturwis-

senschaftliche Unterscheidungen schon früh auch in die Alltagssprache der Kinder einbringen würde?

Ich kann wohl verstehen, dass man zur Veranschaulichung des "Orthogonalen" das Wort "senkrecht" heranzieht. Dies finde ich auch didaktisch sehr richtig.

Aber was kann das Wort "senkrecht" denn veranschaulichen, wenn der Türpfosten „alleine“ nun nicht mehr "senkrecht" sein darf?

Warum muss ein Türpfosten sagen „wozu“ er senkrecht ist, wenn seine eigene Richtung zum Erdmittelpunkt doch bereits selbst das Maß ist? Und warum „liegt“ ein horizontaler Fußboden nun auf einmal „senkrecht“ zum vertikalen Türpfosten, oder warum „liegt“ ein geneigter Fußboden nun „senkrecht“ zu einer im rechten Winkel zu ihm stehenden ebenfalls geneigten Wand, nur weil er sagen kann „wozu“ er sich „rechtwinkelig“ verhält?

Damit kann sich doch ein Kind nur dann abfinden, wenn es nicht selbständig weiterdenkt und nur sog. „Wissen“ nachplappert und sich merkt.

XII.

In meiner Schulzeit hatte ich noch ohne selbständiges Weiterdenken die Meinung akzeptiert:

- dass die „Richtung der Wasserwaage“,
- die „Richtung des Horizontes“
- und die „Richtung des gemeinsamen Wasseroberfläche in kommunizierenden Gefäßen“

die gleiche Richtung anzeigen würden.

Heute bin ich nun, durch meine Enkelin aufgeschreckt, keineswegs noch sicher, dass die wirklich der Fall ist.

XIII.

Die Wasserwaage ist ein Gerät, welches die „*senkrechte Richtung*“ anzeigt, und die als Quader so gebaut ist:

- dass die Längsseiten dieses Quaders dann einen „*rechten Winkel*“ mit der „*Senkrechten*“ bilden, wenn die Luftblase in dem mit Wasser gefüllten Röhrchen (von dem schwereren Wasser) nach oben in den markierten „*Scheitelpunkt*“ gedrängt wurde.

Die „*Wasserwaage*“ zeigt also nicht die „*Wasseroberfläche*“, sondern die „*nach oben gedrängte Luftblase*“ an, welche dann den „*Scheitel*“ markiert. Ist das Gerät richtig gebaut, dann zeigen die Längs-Kanten des Gerätes die „*Normale zur Senkrechten*“ an.

Nennen wir diese Richtung, welche mit der „*Senkrechten*“ einen „*rechten Winkel*“ bildet, die „*Waagrechte*“, weil sie eben mit einer „*Wasserwaage*“ angezeigt wird.

Wenn wir also einstellige und zweistellige Relationen unterscheiden wollen:

- dann ist die „*Waagrechte*“ eine „*zweistellige Relation*“ und nicht die „*Senkrechte*“!

XIV

Wenn wir nun aber den „*gemeinsamen Wasserstand*“ in „*kommunizierenden Gefäßen*“ betrachten, dann ergibt sich eine ganz andere Richtung, nämlich die Richtung, welche die „*Ebene der gemeinsamen Wasseroberfläche*“ anzeigt.

Diese Richtung könnte man als „*wassergleich*“ bezeichnen.

Wenn man nun in einem Gedanken-Experiment die Erde vereinfachend als eine „*ruhende Kugel*“ betrachten würde, und dann auf dieser mit „*Schwerkraft*“ ausgestatteten Kugel rundherum „*kommunizierende Gefäße*“ aufbringen würde.

- dann würde der Wasserpegel überall in gleichem Maße steigen, wenn sich das Wasser vermehren würde.

Dies bedeutet, dass die gemeinsame „*wassergleiche Fläche*“ keineswegs eine „*waagrechte Ebene*“ wäre, sondern eine „*Kugelschale*“.

Bei den „*Senkrechten*“, welche in diesem Gedanken-Experiment „*Radien einer Kugel*“ wären, gibt es dann zwar keine zwei „*Senkrechten*“, die zueinander „*parallel*“ sind, dafür sind sie aber „*gerade*“.

Bei den „*wassergleichen*“ Linien gibt es dagegen keine „*geraden*“ Linien, sondern nur „*gekrümmte*“, dafür gibt es aber „*parallele wassergleiche*“ Linien.

Keine dieser „*wassergleichen Linien*“ ist aber eine „*waagrechte Gerade*“, die zur „*Senkrechten*“ sich „*rechtwinkelig*“ verhält.

XV.

Mit der „*Horizontalen*“ meint man wiederum die Linie, die Himmel und Erde trennt. Bezogen auf unser Kugel-Modell wäre sie „dann“ eine „*Tangente an die Kugel*“:

- wenn man von der Blickrichtung des Betrachters und von seinem eigenen „*senkrecht aufgerichteten*“ Körper, bzw. Kopf ausgeht.

Hier fungiert dann der spezifisch gebauter Kopf wie eine „*Wasserwaage*“, die Maß nimmt an der „*Senkrechten*“ und dann eine zu dieser Richtung „*rechtwinkelige*“ Gerade „*konstruiert*“.

Gehe ich aber von dem aus, was ich tatsächlich sehen könnte, dann ist der Horizont:

- nicht „*waagrecht-gerade*“,
- sondern „*wassergleich gekrümmt*“.

XVI

Die Schule ist meiner Ansicht nach nicht nur dazu da, den Kindern

„*blindes Vertrauen in das logische Denken*“ zu vermitteln. Es sollte auch nicht nur darum gehen, Begriffe genauer zu definieren.

Man sollte sich vielmehr auch darum kümmern, solange wie möglich Wörter zu verwenden, die noch anschaulich sind und etwas Beobachtbares „*treffend*“ bedeuten.

Es geht nicht nur um „*logisches Denken*“, sondern auch um „*selbständiges Denken*“, das immer auf einer „*erlebbarer Anschaulichkeit*“ aufruht.

Definitionen sind oft nur ein Flüchten in andere Wörter. Dies geschieht dann meist in der Hoffnung, dass man dann vielleicht irgendwo landet, wo man auch etwas anschauen kann. Meist erreicht man dies aber nicht und bleibt nur im „*Wörter-Dunst*“ stecken. Man meint dann verstanden zu haben, bloß weil man „*vertrauten Wörtern*“ begegnet ist, die aber keineswegs immer anschaulich und verständlich sind.

XVII.

Vor einem Jahr wurde ich aufgeschreckt, als meine Enkelin (noch in der Grundschule) nach Hause kam und aufgeregt berichtete, dass sie deswegen eine schlechtere Note bekommen hätte, weil sie als Einzige ihrer Klasse eine wichtige Aufgabe falsch gelöst habe.

Sie sagte aber, dass sie überzeugt wäre, dass die Lehrerin, obwohl diese es nicht einsehe, sich irre, und dass alle ihre Mitschüler die Aufgabe eben falsch gelöst hätten.

Es war nämlich die „*Sonne*“ das Thema.

Die Kinder lernten, dass die Sonne ein glühend heißer Körper sei. Aus ihrer eigenen Erfahrung wussten die Kinder zum Beispiel auch, dass man sich, wenn man mit der Hand einer brennenden Kerze zu nahe kommt, sich verbrennen würde.

Das „*logische Denken*“ verarbeitet diese beiden Prämissen zu dem Schluss, dass man sich auch verbrennen würde, wenn man der Sonne zu nahe käme.

Dieses „*logische Denken*“ wollte nun die Lehrerin in einer Klassenarbeit überprüfen.

Unter anderem war im Fragebogen die Frage zu beantworten, ob es auf einem Berg wärmer werden würde, wenn man auf den Gipfel steige.

Da meine Enkelin seit Jahren mit uns im Sommer in die Berge Wandern geht, wusste sie aus eigener „*sinnlicher Anschauung*“ dass es am Berggipfel kühler wird, dass oben der Schnee liegen bleibt und dass auch beim Fliegen im Flugzeug die Außentemperatur, obwohl man der Sonne näher ist, kälter ist als am Boden.

Meine Enkelin konnte aber ihre Lehrerin nicht überzeugen, denn für diese war es als Hamburgerin „*logisch zwingend*“, dass es wärmer werden müsse, wenn man sich der Sonne nähere, schließlich sei ja auch IKARUS bei seinem Flugversuch gerade deswegen abgestürzt, was den Kindern ja auch schon bekannt war.

XVIII.

Ganz ähnlich konnte ich beim Zuhören bei politischen Gesprächsrunden im Fernsehen nie verstehen:

- warum wir mehr Kinder brauchen, damit unsere Renten sicher sind;
- auch konnte ich die Schuldzuweisung an die karrierebewussten Frauen nicht verstehen, die es in den letzten zwanzig Jahren versäumt hätten, mehr Kinder in die Welt zu setzen.

In jenen Fernsehdiskussionen, an denen sich „*politische Experten*“

und „*Wissenschaftler vom Fach*“ beteiligten, wurde „*logisch*“ auf einen sog. „*Generationen-Vertrag*“ und auf den sog. „*demografischen Faktor*“ Bezug genommen.

Diesem Vertrag entsprechend habe nun nicht mehr jede Generation jeweils für die Zukunft der folgenden Generation „*vorzusorgen*“. Sondern umgekehrt:

- die Zukunft ist nun verantwortlich dafür, das Überleben der jeweiligen Generation inklusive der lebenden älteren Menschen zu sichern;
- da aber die „*erst künftig geborene Generation*“ heute noch nichts für die gegenwärtige Generation tun könne, hätten also die bereits lebenden Kinder, statt für ihre eigene Zukunft und die Zukunft ihrer Nachkommen, insbesondere für die noch lebende ältere Generation zu sorgen.

Da dies nicht leicht zu schaffen ist, folgt nun anscheinend der „*logische Schluss*“:

- dass wir eben schon heute „*viele Kinder*“ brauchen, damit „*alle*“ älteren Menschen, die ja nun immer älter werden, versorgt werden können.

Diese Logik geht vollkommen an der Realität vorbei, denn „*nachhaltige*“ Vorsorge heißt immer, dass man rechtzeitig für die Zukunft sorgen muss.

Dies bedeutet immer, dass die jeweilige Generation, inklusive der bereits lebenden Kinder, nach Möglichkeit für die Zukunft ihrer Nachkommen sorgen muss. So, wie auch ihre eigene Existenz von der Vergangenheit her so gesichert wurde, dass sie mit ihrem eigenen Beitrag leben konnten:

- dass nach Kriegen, welche Vorräte vernichten, vorübergehend als eine Art „*Krisen-Intervention*“ so etwas wie ein „*Generationenvertrag*“ geschlossen wird, ist verständlich;
- aber eben bloß als „*Krisen-Intervention*“, nur als eine vorübergehende Maßnahme, nicht aber als ein sich über Generationen fortschreibender Vertrag.

Der sog. „*Generationen-Vertrag*“ bedeutet daher die Umkehrung einer „*Nachhaltigkeit*“ und bedeutet „*Raubbau an der Zukunft*“.
Zum anderen hängt die „*Sicherheit der Renten*“ nicht von der „*Anzahl der Kinder*“ ab.

Was wäre heute, wenn die karrierebewussten Frauen (dem Wunsch heutiger Politiker entsprechend) in den letzten 20 Jahren wirklich viele Kinder zur Welt gebracht hätten?

Die „*Jugend-Arbeitslosigkeit*“ wäre heute noch größer und nicht nur die Rentenkassen dadurch mit Sicherheit leer.

Also steckt im unbewussten Verhalten der emanzipierten Frauen mehr „*biologische Vernunft*“, als in der Logik manches Politikers, bzw. Wissenschaftlers, der sich zustimmend oder stillhaltend an solchen Diskussionen im Fernsehen beteiligt.

Man muss also hier ernstlich an der „*Aufrichtigkeit*“ einer solchen „*Logik*“ zweifeln.

Das Denken gerät hier in eine weltfremde „*Schieflage*“. Die „*Logik*“ ist hier nicht mehr „*aufrecht*“, d.h. sie ist nicht mehr „*senkrecht*“ in die Wirklichkeit eingeordnet und sie ist daher auch nicht mehr „*treffend*“.

XIX.

Es wäre heute höchste Zeit, „*treffende*“ Fragen zu stellen:

- wenn es Fakt ist, dass keine menschliche Generation mit Hilfe der „*Erfindungen vergangener Generationen*“ soviel geschaffen hat wie die jetzt lebende Generation;
- dann würde sich doch „*logisch*“ die Frage aufdrängen, wer sich diesen geschaffenen Vorrat angeeignet hat.
- Wo wird der von den Menschen geschaffene Reichtum, d.h. wo wird die „*Bevorratung der Menschheit*“ angehäuft, so dass auf unserer Erde immer mehr Menschen verhungern und/oder elend zu Grunde gehen müssen?

Dies wären „aufrechte“, d.h. „senkrechte Fragestellungen“.